P. o. Germ. 79nd

Alexis

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Motto
3517

<3661977452001 1 S

<3661977452001 1

Bayer. Staatsbibliothek

Die Geächteten.

Die Geächteten.

Novelle

von

Willibald Alexis.

— — — — So difficult is it to find in history a character either wholly bad or perfectly good: though the prejudices of party make writers run easily into the extremes both of panegyric and of satire!

Hume, *Hist. of England.*

Berlin,

bei Duncker und Humblot.

1825.

14. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Erstes Kapitel.

In dem kleinen Städtchen am linken Ufer der Elbe, wo Schill auf dem eigenmächtigen Zuge gegen die Französische Herrschaft, einige Zeit zur Disciplinirung seines Corps gerastet hatte, scholl an einem schönen Frühlingsmittage der Ruf: „Heraus! Brüder und Freunde!" durch die öden Gassen. Aus allen Häusern stürzten Bürger und Soldaten, unkundig, ob es der Ankunft von Freunden, oder der Annäherung des Feindes gelte. Bald indessen verbreitete sich das Gerücht, eine Preußische Heeresabtheilung stehe, bereit zum Uebersetzen, und mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen, auf dem jenseitigen Ufer des Stromes; und laut jubelnd: „Es lebe der König von Preußen!" drängte sich die bunte Menschenmasse ohne Ordnung

durch das Thor auf die Elbwiese. Viele, vom Rufe des vergötterten Volkshelden angelockte Krieger, welche schon im Geheim den übereilten Schritt bereuten, fühlten sich von neuer Hoffnung belebt, und die Bürger, die bisher, wenn auch im Herzen der Sache zugethan, doch mißtrauisch vor dem geringen Häuflein Abenteurer ihre Keller und Kammern verschlossen hielten, ließen im Anflug der Begeisterung freiwillig allerhand Erfrischungen auf die Wiese bringen.

„Es lebe der König!" — „Die gute Sache!" — „Tod den Franzosen!" — „Nieder mit Jerome, kein Königreich Westphalen!" von diesem Rufe hallte es überall wieder, und manche bedeutungsvolle Pantomime begleitete die Töne. Schon war das Gerücht allgemein geworden, Preußen habe zum zweiten Male den Franzosen den Krieg erklärt, drei Heere wären ausmarschirt, ja es hieß sogar, der König von Preußen stehe selbst an der Spitze der Truppen, welche den Uebergang beabsichtigten, als sich hinter den Büschen des jenseitigen Ufers

die ersten Preußen zeigten. Ein wildes Halloh! scholl ihnen entgegen, und wurde von drüben, jedoch schwächer, beantwortet.

Alsbald sammelten sich an den verschiedenen Punkten des jenseitigen Ufers einzelne Truppen Preußischer Jäger, jenachdem die Kähne zu ihrer Ueberfahrt bereit lagen. Da die Stimmen nicht ausreichten, sich, über den breiten Strom hinüber, den gegenseitigen Jubel mitzutheilen, that man von hier und drüben Freudenschüsse, welche auch noch fortdauerten, als bereits sämmtliche auf dem andern Ufer erschienene Truppen sich eingeschifft hatten.

„Ist das die ganze Armee?" fragte ein einäugiger Hausirer, welcher seit einiger Zeit das Gewerbe eines Marketenders bei dem Corps trieb, einen neben ihm stehenden ältlichen Feldwebel, dessen scharf markirtes Gesicht den Nationalfranzosen nicht verkennen ließ. „In den Kähnen sitzen kaum zweihundert Mann, ohne Pferde, ohne Bagage, ohne Kanonen, und drüben ist es ratzenkahl, so weit mein Auge reicht."

Narr! sagte sein Begleiter: aber in jeder Patrontasche stecken sechzig Patronen mit Patriotismus, die Tornister sind mit Begeisterung vollgepackt, und die hier bei uns haben schon die Taschen voll Teufel und Engel, die nach Belieben springen. Es wird etwas geschrieen, Fureur gemacht, und wenn man das in der Begeisterung näher betrachtet, sollte es mich verwundern, wenn nicht ein Heer von einigen hundert Tausenden so herauskäme.

Jetzt näherten sich die Kähne dem Ufer, die Schüsse hörten auf, man streckte sich die Arme bewillkommend entgegen; einige Reiter, ungeduldig, ihre Verbündete zu umarmen, spornten die Pferde in's Wasser, und es gränzte an ein Wunder, daß während des Freudetaumels der ohne alle Ordnung erfolgenden Landung kein größeres Unglück geschah, als daß die meisten Ankömmlinge bis über die Knie im Wasser waten mußten, ehe sie das feste Ufer erreichten.

Auch jetzt war an keine Ordnung zu denken, da Officiere und Soldaten, dem patriotischen Drange ihres Herzens folgend, in die

Arme der neuen Freunde ihrer Sache stürzten. Man zog sie im Triumphe auf die Wiese, Freunde lagen am Halse der Freunde, und die in der Heimath Feinde waren, feierten hier am Altar des Vaterlandes das Versöhnungsfest. Schill selbst drückte jedem der Ankömmlinge die Hand, und versicherte unter Thränen, dies sey der glücklichste Tag seines Lebens!

Während man in froher Gemeinschaft den König und die heilige Sache leben ließ, und der Freudenrausch nebst den herbeigeschafften Getränken das Vereinigungsfest zu einem bacchantischen Gelage umwandelte, wurde Theodor, ein junger mit den Jägern herübergekommener Mann, von einem Officier aus Schills Regimente nach den ersten heftigen Begrüßungen der innigsten Freundschaft bei Seite gezogen.

„Einen solchen Moment," sagte der Officier, „mögen sie mir einst von der Seligkeit abrechnen. Ich hätte es mit dem Schwerte gegen jedermann verfechten wollen, daß Du nicht ausbliebest, wo es gilt. Schills Zug aus Berlin war eine Rakete, die tausend und aber

tausend Feuer in der Nacht des Vaterlandes anzünden wird."

Theodor schwieg und blickte zu Boden, ohne daß der Redner es bemerkte. Er fuhr vielmehr fort.

„Sie werden aufwachen aus einem Todesschlafe. Was Deutsche Geister sind, wie Deutsche Herzen hassen, und Alt-Preußische Arme schlagen können, wird der Tyrann erfahren. Heil uns, die wir die Ersten in der Stunde des Erwachens sind, die wir den Schwächern Bahn brechen, uns zu folgen. Wärest Du nur einige Tage früher gekommen! Das Treffen bei Dodendorf stählte unsern Muth. Wie wir in die geschlossenen Quarrés der Hunde sprengten und unter unseren Säbeln nichts bestand! Es war ein Tag aus lauter Morgenröthe."

Und doch waren es Deutsche, Westphalen, vielleicht selbst Landsleute, deren Blut unter euren Säbeln floß! entgegnete Theodor.

„Ausgebrannt muß das faule Fleisch werden! Feuer und Tod über die Ausgearteten, die gegen Deutsche fechten können; über die

Feigen, die, wenn das Vaterland ruft, nicht folgen. Aber ich vergesse über die Lust des Augenblicks die tausend Fragen, die ich an Dich hätte. Sprich, wann folgen die Anderen nach?"

Welche Anderen? sagte Theodor.

„Welche Anderen? Seltsame Frage! Nun, wer gesunde Arme und Beine hat, das ganze Heer, alle Preußen."

Ich weiß nur, daß Schills Fußjäger, entschlossen dem Beispiele ihres alten Commandeurs und seinem Loose zu folgen, Berlin heimlich verlassen haben. Sie wurden indessen bei Zeiten eingeholt, die Mehrzahl genöthigt umzukehren, und an den Rest, der sich glücklich bis zur Elbe durchschlich, habe ich mich angeschlossen.

Der Officier stampfte auf den Boden: „Eingeholt — umgekehrt — genöthigt — Ihr Euch durchgeschlichen! — Himmel, und es brannten nicht alle Herzen, als sie von seinem Hochsinn hörten, es verschwanden nicht alle Rücksichten, es rissen nicht alle Bande? Es sind Memmen, Kindergeschlechter! Ich glaube, wenn die Trom-

pete des jüngsten Gerichts erschölle, sie würden sich nur umdrehen und fortfahren zu schlafen."

Eine Trompete rief hier die Freunde zur Versammlung zurück. Sie drängten sich in einen Kreis, wo Schill mit flammenden Blicken zu der Menge sprach:

„Meine Deutschen Brüder! Wenn es bei uns brennt, dann stürzt, wer die Flamme sieht, zum Löschen herbei, und wartet nicht bis die Polizei an die Ecken den Befehl anschlägt. Die ganze Stadt möchte bis dann in Asche liegen. Das Deutsche Vaterland brennt. Bis wann sollen wir warten? Die Franzosen sengen und brennen im Norden und Süden, sie verjagen unsere Fürsten, sie treiben unsere Kinder und Brüder zur Schlachtbank. Es ist Zeit, wenn es je Zeit werden soll, zum Retten zu blasen. Wem ein Deutsches Herz im Leibe schlägt, der kann nicht wählen. Aus allen Provinzen, wo der Despot unsere Brüder in Ketten geschmiedet hat, haben sie zu mir gesandt; alle wollen aufstehen, wenn wir kommen; ein Verräther, wer da zaudern wollte! Lieber ein Ende

mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende. Es lebe der König!"

Ein wilder Tumult folgte dieser Rede, welche nach des Anführers Verschwinden hier und dort von einzelnen Officieren und Freiwilligen in größeren oder kleineren Kreisen den Umstehenden wiederholt und verstärkt wurde. Auch Theodors Freund drang durch den dichten Kreis und sprang auf eine Tonne, wo er so anhub:

„Hat denn unsere Sprache Worte, hat denn die ganze Vorwelt Beispiele für solche Infamie, für solche Schande? Eine Pest raffte wol im Alter ganze Völker hin, aber uns war es vorbehalten, das ganze Deutsche Volk an der Pest der Feigheit krankend zu sehen. Ueber den Rhein, über die Weser, über diesen Strom, ja über die Oder bis zu den Sarmaten ist der Despot gedrungen, und seine Schwärme Heuschrecken haben die Deutschen Gauen bedeckt, und es ist kein Deutscher aufgestanden. Brüder! der große Moment ist gekommen. Schill ist der einzige, gebe Gott, daß es nicht der letzte Deutsche ist. Er hat es gewagt, wovor die

Großen und die Kleinen gezittert haben. Laßt sie zittern, wenn er den Arm erhebt, muß der Tyrann erbeben. Vorwärts Brüder! nach der Weser, nach dem Rheine! Die Hessen, Westphalen, an der Nordsee erwarten sie uns, der große Erzherzog Karl donnert an der Donau dem Frevler entgegen. Vorwärts! und ganz Deutschland steht auf. Vorwärts! und die hinter uns müssen sich erheben; wir zwingen sie, Männer zu seyn, und aus der Hand unseres tapfern Helden die entrissenen Kronen zu nehmen, die sie nicht wagten zu vertheidigen, nicht zu erwerben!"

Er zog den Säbel, und sprang, nachdem er ihn geschwungen, mit dem Ausrufe: „Vorwärts! Tod und Pest den Feigen!" von seinem Sitze herab. Sein gegebenes Losungswort wiederhallte auf tausend Zungen, und der wilde Aufruhr ließ erst nach, als die verschiedenen Truppenabtheilungen von ihren Befehlshabern zusammenberufen wurden.

Zweites Kapitel.

Theodor eilte, unter den Tapfern sich einschreiben zu lassen. In einer Weinstube der Stadt feierten dann die Freunde mit Vielen, die ihre Begeisterung theilten, den schönen Tag, welcher dem Deutschen Vaterlande seine Freiheit wiedergeben sollte. Die Trinksprüche wurden mit jedem Glase kühner und wilder. Deutsche Regentenhäuser und Deutsche Fürsten! wurde von Einigen ausgebracht, aber ein Anderer sprang auf den Tisch, und rief mit weinerhitzter Stimme: „Schill und nur Schill, dessen Name mehr gilt als Feldherren und Heeresschaaren, Schill und nur Schill, der allein Kopf und Muth behielt!" Die Menge stimmte dem Toast bei, und man rückte auf Cassel, verjagte den König, verbrannte seinen lüsternen Palast, die Weser und Donau röthete sich von Feindes Blute, Leichen der Fränkischen Würger dämmten den Vater Rhein, und lange Schmach ver-

geltend stürzte die kühne Schaar über Frankreichs Gefilde. Jetzt sah Theodor den Freund mit Hast eine Schärpe aus dem Busen ziehen und aufspringen, indem er sie um den Arm schlang: „Bei diesem Heiligthum — rief Julius — gelobe ich, nicht eher zum väterlichen Heerde heimzukehren, nicht eher die zu umarmen, die mir in der Scheidestunde dies Pfand der Treue gab, bis ich das neue Babel brennend zu meinen Füßen erblicke, bis die Gassen von Paris in Blute strömen, bis ich das Angstgeschrei der gewürgten Kinder, der überwältigten Jungfrauen höre. Das Kind im Mutterleibe darf nicht geschont werden; lachen will ich dabei, denn auch ihre Würgerbanden lachten, während wir weinten und mit den Zähnen knirschten."

Die Gesellschaft bezeigte dem Redner ihren Beifall. Theodor schauderte unwillkührlich zusammen, und entfernte sich, nachdem er vergeblich den von blinder Wuth ergriffenen Freund zu besänftigen versucht hatte. Es war schon spät in der Nacht, aber die Traumbilder, die

ihn gestern am hellen Tage weit über die Wirklichkeit hinausgeführt hatten, durchglühten ihn auf seinem Lager in immer größeren und furchtbareren Gestalten so, daß er nicht länger zu schlafen vermochte, und schon früh hinauseilte, um in der Morgenluft Kühlung zu finden.

Alles schien noch in tiefer Ruhe den gestrigen Rausch zu verschlafen, und auf seinem Spatzirgange durch die öden Straßen traf er nur auf Ein menschliches Wesen, den Franzosen, welcher als Feldwebel in dem Freicorps diente. Theodor schrak anfänglich vor dem fremden Gesichte zusammen, beruhigte sich jedoch sogleich wieder, als der Andere ihn zuvorkommend anredete:

„Ausgeschlafen, Herr Camerad, den Rausch, die schönen Wünsche und Sprüche und alle die glänzenden Hoffnungen von gestern Nacht?"

Theodor erinnerte sich, den Mann in einer entferntern Gruppe der gestrigen Gesellschaft bemerkt zu haben, und fragte ihn, ob er noch länger ausgehalten habe?

„So lange es sich steigerte," war die Antwort: „die Katastrophe war aber bald ge=

nung eingetreten, und dann wurde es so schnell matt, als es langsam gestiegen war. Man hat bekanntlich das Gleichniß von den Trinkern. Zuerst Tauben, dann Löwen, endlich das unsaubere Thier, das auf der Erde wühlt."

Hier war doch von einem andern Rausche als dem gewöhnlichen von Wein und starken Getränken die Rede — entgegnete Theodor — dem Patriotismus!

„Gewiß" — war die Antwort — „nur daß Beide im Paroxismus übereinkommen."

Ihre Aussprache und Ihre Züge verrathen, daß Sie ein Ausländer, ein Franzose sind — in diesem Fall kann ich mir leicht erklären, daß Sie an unserm Enthusiasmus einen Anstoß nehmen.

„Der Himmel bewahre! Ich mache Passion vom Enthusiasmus. Der unserer Freunde blieb nur noch in den Kinderschuhen stecken, und ich fürchte, er wird nicht auswachsen, da er schon seinen Culminationspunkt erreicht hat. Wenn der Ingenieur eine Mine sprengen soll, zündet er weit von dem Pulverfasse die Pulverschlange

an, und ohne Geräusch, kaum bemerkbar, glimmt es auf, bis mit einem Schlage die Masse bricht und auffliegt. So brach gestern nach ein Paar Gläsern versetzten Burgunders aller langverhaltene Groll und Ingrimm mit einem Male heraus. Wie ein gutes Brechmittel ließ der schlechte Wein auch keinen einzigen Gedanken in den Falten des Geistes zurück, und ein parteiloser Beobachter mußte bemerken, daß die Elemente dieser Begeisterung leichter Art waren. Es kamen zwar Worte heraus, die wegen ihrer Consonantenfülle so furchtbar tönen, daß Sie mir, als gebornem Franzosen, wohl vergeben, wenn ich sie nicht nachsprechen kann; allein auf die Materie gesehen, so reducirte sich der ganze Franzosenhaß und die grimmige Freiheitsliebe auf einige Prellereien der Einquartierung, Schüsseln mit Essen, die zum Fenster hinausgeflogen sind, zu hoch angesetzte Contributionsbeiträge und dergleichen Fatalitäten."

Wie Sie auch in unserer Sprache bewandert sind, kennen Sie doch unser Volk, unsern Enthusiasmus noch wenig.

„Ich zweifle nicht daran, und hoffe ihn kennen zu lernen. Aber Sie begreifen selbst, ein Paar vorgestoßene entsetzliche Worte, grimmige Mienen, und endlich ein übertäubendes Geschrei, können einem Kenner nicht genügen. Betrachten Sie selbst die Gesticulationen Ihrer Freunde, ob sich darin etwas von wahrem Feuer zeigte. Auch in Arm und Bein des wüthendsten Trinkers bemerkte ich kein fieberhaftes Zittern, Keinem ging die Stimme aus; es war — Sie vergeben — durch und durch ein Deutsches Phlegma."

Sie kritisiren den Enthusiasmus wie ein Produkt der Kunst. — Wenn, was dem Menschen das Heiligste ist, von frecher Willkühr höhnisch angegriffen, wenn sein Glaube schwankend gemacht wird; wenn ein Ausländer droht, ihm die alten Sitten zu rauben; wenn er die Sprache, welche seine Väter redeten, in Gefahr sieht, von einer verhaßten fremden verdrängt zu werden; wenn die alten Herrscherhäuser, an welchen der Deutsche mit heiliger Ehrfurcht hängt, wanken; wenn der Uebermuth sich unter

den fremden Gesetzen des Eroberers verbirgt; wenn unsere Kinder fortgeschleppt werden zur Schlachtbank für eine fremde Sache — dann bricht der langunterdrückte Unmuth mit einem Male, wie Sie sagen, heraus, und in der Entladung ist Sieg oder Untergang.

„Bravo! Ihre Begeisterung ist auf bessern Wegen; es sind gute Anfänge in Ihren Gründen, obgleich Sie den trefflichsten aller Gründe ausgelassen haben, — wenn der Fremde die Geldbeutel angreift. Werden Sie nicht unwillig — das Gold liegt nicht auf der Oberfläche der Erde, man muß tief graben, um bis zu diesem Grunde zu gelangen. Es giebt köstliche Worte von Freiheit! Religion! Gleichheit! Eigenthum! Handel! die bei allen Revolutionen florirt haben, und Perlen im Munde des Enthusiasmus sind, aber das gemünzte baare Geld, klimpernd in den Taschen Derer die steuern sollen, oder in den Chatoullen der Herren oben, welche mit dem Staatsruder steuern, klang doch überall deutlicher als jene Worte hervor."

Ich vergebe Ihnen diese Aeußerung —

sagte Theodor unwillig — indem sie zu erkennen giebt, daß wahre Begeisterung noch nie Ihre Brust entflammt hat."

Die Mundwinkel seines Begleiters verzogen sich hier zu einem bittern Gelächter. Nach einer Weile hub er ernster an: „Junger Mann, ich zähle doppelt Ihre Jahre, ich bin ein Franzose, ich war feurig wie Einer meiner Nation, ich war mit Geist und Arm bei Allem, was in meinem Vaterlande während zwanzig Jahren gährte und flammte; ich habe Lehrgeld für den Enthusiasmus gezahlt, und glaube daher mitsprechen zu können."

Nach einer Pause fuhr er fort: „Als das erste Geschrei von Freiheit und Gleichheit über Paris in alle Provinzen drang, schwang ich meine Mütze vor den Helden des Tages, und das Gesetz war der Götze, dem die heiligste Lebensflamme mußte geopfert werden. Bald fand sich's aber, daß das Gesetz eine zu phlegmatische Gottheit war, und wir animirten uns für die Menschenrechte in den verschlossenen Sitzungen der Jacobiner-Clubs. Es waren Explo-

sionen anderer Art wie die gestrigen in der Weinstube, als der ganze alte Enthusiasmus von Wilhelm Tells Kindern am zehnten August vor unserm jüngern Enthusiasmus über die Klinge springen mußte, und als wir in den Septemberscenen die wieder vom Himmel herabgestiegene Asträa erblickten, welche die Gefälligkeit hatte, Jedem, der keine Hosen trug, ihr Richterschwert zu leihen. Es war ein heiliger Enthusiasmus, welchen Keiner begreift, dem nicht unsere wahre Begeisterung von damals die Brust entflammt hatte, als ich in's Theater, wo man die Narrheit hatte, den Spruch: das Gesetz und kein Blut! zu applaudiren, mit Stentorstimme hinabrief: Blut und kein Gesetz! Die profanen Zuhörer stutzten, aber wo begreift je die Menge wahren Enthusiasmus? Die Krone aller Begeisterung trugen jedoch die Wohlfahrtsausschüsse, und als wir Robespierre's Willen mit dem Bajonet in der Hand im freien Nationalconvent durchsetzten, war unser Enthusiasmus so hoch gespannt, daß es auch nach der Hinrichtung des Men=

schenfreundes noch in uns glühte. — Dann kam etwas Ruhe. Man vertauschte die Namen, aus Gleichheit wurde Nationalruhm und aus Freiheit Ambition. Für den Helden und für den Kaiser war ich Feuer und Flamme, aber er ist schon allzulange Kaiser, und der Paroxismus verlangt nach einer Steigerung."

Theodor sah den Redner bedenklich an, und fragte: Was veranlaßte Sie, zu uns zu kommen?

„Die Langeweile. Auch die hochtrabendsten Worte der kaiserlichen Bülletins — dieses höchstgerechten Napoleons! — vermochten nicht länger die Begeisterung zu steigern. Ich hörte davon, in Deutschland habe sich ein Geist geregt, der, von Haß, Glaube, Liebe, Hoffnung, oder wie die Worte heißen, angespornt, Alles überbiete, was wir in Frankreich von dergleichen Erscheinungen sahen; und da mein Leben nun einmal dem Enthusiasmus gewidmet ist, kam ich her, um das neue Landwunder in Augenschein zu nehmen."

Theodors Auge glühte. Unwillkührlich griff

er an das Seitengewehr, und rief aus: Sie werden Erscheinungen sehen, die gar nichts Theatralisches haben, aber zeigen, daß auch der Deutsche, wenn er lange gereizt worden, endlich den Menschen vergessen und —

„Gewiß" unterbrach ihn der Franzose. — Beide waren unvermerkt an das Haus gekommen, in dessen Erdgeschoß gestern das Bacchanal gefeiert worden. Dupré ergriff Theodors Arm und führte ihn an das Fenster. Noch brannten, obgleich der Tag schon vorgerückt war, die Lampen und ungeputzten Lichte, welche den nächtlichen Schwärmern geleuchtet hatten. Zerbrochene Gläser und Flaschen bedeckten den nassen Fußboden. Tisch und Bänke waren umgeworfen, und die Zecher lagen oder saßen, meist mit erloschenen Pfeifen im Munde, auf den Bänken oder unter denselben. Der wüste Schlaf der Ermattung hatte fast Alle übermannt; nur Wenige lallten noch in einem Winkel, ohne daß Einer auf den Andern zu achten schien.

Theodor schauderte unwillkührlich zusammen und eilte weiter. Sein Begleiter folgte ihm,

und fuhr, als wäre nichts vorgefallen, im Gespräche fort.

„Es ist ganz natürlich, daß eine Nation, die bis zum äußersten gebracht worden, endlich alle Menschlichkeit bei Seite wirft. So sind Griechen und Juden tief gesunken, und die Leibeigenen in Polen wollen Naturforscher kaum als Menschen gelten lassen. Komme ich glücklich aus dieser Krisis heraus, denke ich ein Buch über die Behandlung der Enthusiasten zu schreiben."

Theodor fühlte, er müsse seine Gefährten vor dem Fremden rechtfertigen: Sie haben Schill, den Mann, der für Deutschland denkt und handelt, dessen Name ein Heer ist, noch nicht in seiner Glorie gesehen. Morgen erhebt er sein Banner, wir brechen nach der Weser auf, und wenn Sie den Vater seine Kinder, den Bräutigam die Braut, den einzigen Sohn die verwittwete Mutter verlassen sehen, um dem Rufe des Vaterlandes zu folgen; wenn unser Häuflein wie eine Lawine im Fortstürzen wächst, wenn Oesterreich den Feind zermalmt hat, Preu-

ßen, das ganze Preußen uns folgt, dann lernen Sie besser von unserer Nation denken.

„Das Eintreten dieses verschiedenartigen Wenn thut auch noth, denn so lange ich hier verweile, sah ich wohl viele vater-, mutter-, braut- und obdachlose Leute zu den Fahnen laufen, von der Lawine bemerkte ich indessen nichts. — Sehen Sie, ein weißes Placat an der Mauer, vielleicht die offene Kriegserklärung Ihres Königs.“

Theodor trat heran und las:

„Zufolge von mehreren Seiten einlaufenden Berichten hat der Königlich Preußische Major v. Schill Berlin am 28sten April d. J. heimlich verlassen, und, nachdem er mit einem Trupp bewaffneter, mit ihm zugleich desertirter Husaren, über die Elbe gegangen, das Gebiet Sr. Majestät des Königs von Westphalen räuberischer Weise betreten, indem er mit bewaffneter Hand verschiedene Kassen erbrochen, die Beamten Sr. Majestät gemißhandelt, auch sich anderer Gewaltthätigkeiten hat zu Schulden kommen lassen. Da nun besagter v. Schill von

dem Könige von Preußen gänzlich dessavouirt worden, ihm auch Steckbriefe nachgesandt worden, mithin selbiger, da er ohne alle Autorität den Frieden gebrochen, als Straßenräuber zu betrachten, und an der Habhaftwerdung dieses gefährlichen Menschen viel gelegen ist, so werden alle Beamte wie auch jedermann angewiesen, wo sie besagten von Schills habhaft werden können, denselben todt oder lebendig einzufangen, und gegen eine Belohnung von zehntausend Thalern an uns abzuliefern.

Von Sr. Majestät dem König von Westphalen verordnete &c." —

Theodor hatte kaum das Blatt durchflogen, als er instinctartig das Placat abriß und das Papier zusammenballte. „Wer gab ihnen diese unerhörte Frechheit, zur Stunde, wo das Racheschwert über ihrem Haupte schwebt?"

Vielleicht ergiebt sich das — sagte Dupré — aus dem kleinern daneben angeschlagenen Blatte.

Theodor bemerkte es jetzt erst, und taumelte zurück, als er die Worte las:

„Gott

„Gott erhalte den Kaiser, den König und sein ganzes Haus! Eben bringt ein Courier aus dem Hauptquartier Sr. Majestät des Kaisers der Franzosen die erfreuliche Nachricht, daß die Oesterreichische Armee bei Regensburg geschlagen worden. Der Sieg war vollständig. Die Oesterreicher sind in voller Flucht nach Böhmen, die große Armee folgt ihnen auf dem Fuße, und wir hoffen, mit nächstem von dem Einzuge des Kaisers in Wien zu vernehmen." —

„Gerechter Gott, unsere Hoffnungen!" rief Theodor.

Es mag nur eine Lüge seyn, verehrter Camerad. — Zwei Enthusiasmen, die sich etwas balanciren wollen. Jedenfalls bleibt ja noch Ihr großer Schill, ein Mann, dessen Name ein ganzes Heer ist, Deutschlands Stolz, der eine Lawine fortwälzt, die den Despoten und seine Heerschaaren erdrücken kann!

„Wenigstens darf niemand durch diese Schandschrift entmuthigt werden," sagte Theodor, und riß auch dieses Placat ab.

O weh! mit dem Enthusiasmus steht es

schwach, wenn ein kleines, bedrucktes Papier ihm ein Bein unterschlagen kann."

Beide trennten sich als es lauter auf den Straßen wurde.

Drittes Kapitel.

Wie ein Donnerschlag bei heiterm Himmel den Wilden erschreckt, entmuthigte diese Nachricht das Häuflein der kühnen Abenteurer. Nur auf das Vordringen der Oesterreicher, und einen Zulauf der Mißvergnügten aus ganz Norddeutschland war der glückliche Ausgang von Schills Unternehmung berechnet. Frühere Versuche eines Aufstandes zwischen der Weser und Elbe waren mißlungen, und die strenge Bestrafung der Theilnehmer schreckte auch die erbittertsten Feinde der fremden Herrschaft vor neuen Versuchen, welche so wenig Sicherheit gewährten, zurück, daß der Zulauf äußerst gering im Verhältniß zur Größe des Unternehmens blieb. Dazu war, außer der Bestätigung der Nachricht von dem Unfall der Oesterreicher, die von dem Anrücken eines großen Französischen Corps aus dem Süden von Deutschland

eingelaufen. Im Kriegsrathe herrschten die aller verschiedensten Meinungen, und Schill selbst, der von den kühnsten Hoffnungen Berauschte, verlor, wenn auch nicht den Muth, doch den wagenden Geist; und man kann sagen, die Unternehmung selbst, welche nur auf kühnen Ueberfall berechnet war, wurde aufgegeben, als die Meinung der Cunctatoren durchging.

Theodor, der, früher ein Forstmann, jetzt bei den Schützen einrangirt war, kam vom Exercieren, welches ihn den ganzen Morgen über in den benachbarten Feldern aufgehalten hatte, gerade in dem Augenblicke zurück, als ein dichtgedrängter Menschenhaufe von der Gegend des Rathhauses her auseinanderströmte. Alle Gesichter schienen verstört. Theodor, gestern überaus liebreich von dem Anführer, einem Freunde seiner Familie, aufgenommen, glaubte auch jetzt, wo gemeinsamer Eifer und gemeinsame Noth die Theilnehmer an dem kühnen Wagestück so innig verband, berechtigt zu seyn, Schill selbst, der ohne Gefolge in einer kleinen Gasse ihm entgegentrat, nach der Ur-

sache des Zusammenlaufs anzugehen. Schill blieb stehen, richtete sein bleiches, jetzt mehr als finsteres Gesicht auf, und sagte, ohne den Fragenden einer Antwort zu würdigen:

„Wie oft habe ich befohlen, daß der Hirschfänger nicht umgeschnallt, sondern umgehängt werden soll! Wenn morgen nicht die Ordnung beobachtet ist, werde ich, ohne Ansehn der Person, exemplarisch strafen."

Er ging wie er gekommen fort. Theodor blickte ihm erstaunt nach, und eilte dann auf Julius zu, der in einiger Entfernung mit stürmischem Schritte durch eine Quergasse lief, um von diesem Aufklärung zu erhalten. Er holte ihn indessen erst ein, als der Freund bereits ihr Haus betreten hatte. Julius warf, als er in's Zimmer trat, ohne auf den mit ihm eintretenden Theodor zu achten, mit gleichem Ungestüm die Thüre zu, seinen Säbel auf den Boden, und sich selbst, wie völlig ermattet, auf das Bette.

„Um Gottes Willen, was giebt es?" fragte Theodor, ohne lange Zeit eine Antwort

zu erhalten. — Endlich rief Julius, mit beiden Händen das Gesicht bedeckt haltend, barsch heraus: „Nichts!“

Theodor drang auf nähere Auskunft. Zuletzt sprang Julius in die Höhe und durchkreuzte einige Mal das Zimmer: „Es ist aus, es ist aus! das ist die ganze Neuigkeit, die Du früh genug erfahren wirst.“

Von Oesterreichs Unglück habe ich erfahren, Oesterreich ist aber darum noch nicht vernichtet, und auch ohne Oesterreich —

„Könnten wir Männer seyn,“ fiel Julius ihm in's Wort, „aber wir sind es nicht. Himmel und Erde habe ich — haben wir Alle im Kriegsrath — aufgeboten; aber der Kopf, auf den wir Alle unsere Köpfe vertrauten, verlor den Kopf. Als ob die zehntausend Thaler, die Hieronymus Bonaparte dafür geboten, ihn um zehntausendmal schlechter gemacht hätten! Wir ziehen nicht das Rächerschwert, wir brechen nicht gegen den unvorbereiteten Feind nach der Weser auf, — wir retiriren — wir retiriren. — Ist es nicht zum Todtlachen, daß

wir unsern Eid gebrochen, Gut, Ehre, Blut auf das Spiel gesetzt, Alles verlassen haben, was uns theuer war, um jetzt unser Leben möglichst zu schonen, und als Deserteurs, mit unseren Namen am Schandpfahl, dem Vaterlande den Rücken zu kehren, und ein Gnadenbrot in der Fremde zu erbetteln?"

Ein Schuß in einiger Entfernung unterbrach die unheimliche Stille, welche auf Julius heftige Rede gefolgt war. Dieser schnallte hastig den Säbel um, setzte die Mütze zurecht, und antwortete auf Theodors Frage, wohin es gehe, daß der Verräther, welcher die feindliche Bekanntmachung anzuschlagen gewagt, seinen Lohn empfangen solle. Theodor folgte dem Freunde, und bald erreichten sie den Platz, wo der Unglückliche gebunden seine letzte Stunde erwartete. Es war ein einäugiger Marketender, dem man schon lange nicht getraut, gegen den man aber erst in diesem Augenblicke die Beweise einer Verbindung mit dem Feinde aufgefunden hatte. Er stand in sich gekehrt, ohne Antwort zu geben, oder auf die Schmähungen der

Soldaten zu achten, da. Als er aber die Leiter zu dem in der Schnelligkeit errichteten Galgen besteigen sollte, überkamen ihn die Schrecken des Todes. Er drehte sich mehrere Male um, und bat endlich um die ihm leicht ertheilte Erlaubniß, sprechen zu dürfen. Mit wenigen Worten verrieth er, worüber er früher alle Auskunft verweigert hatte, daß der Westphälische Präfect des Ortes beide von Cassel aus durch ihn, den Hausirer, ihm überbrachten Placate habe anschlagen lassen. Laute Verwünschungen gegen den Präfecten, und die Auffoderung, ihn zu suchen, ertönten von allen Seiten.

Auch Theodor war entrüstet über diesen Verrath eines Deutschen und stimmte in das allgemeine Urtheil ein, daß er mindestens den Tod verdient habe. Bald wurde seine Aufmerksamkeit auf einen entfernten Punkt gezogen, wo die, den ganzen Tag über rege Menschenmasse lärmend zusammenströmte. Er drängte sich hindurch, und sah, wie die rohesten des zusammengeströmten Fußvolkes einen Greis daherschleppten. Seine Gesichtszüge und der Schnitt

der Kleider verriethen einen Mann von höherm Stande, die Kleider selbst aber waren zerrissen oder mit Schmuz bedeckt. Unbarmherzig hatten ihn drei bis vier Kerle am Kragen und Arm gefaßt, während Andere von hinten den Gefangenen stießen, so daß er häufig niederfiel.

„Haut ihn nieder, den Franzosenhund!" — scholl es von allen Seiten, und tausend Fäuste erhoben sich gegen den alten Mann, während Andere, vom Branntwein berauscht, ihn beim Kragen ergriffen, auf den Boden warfen und durch eine schmuzige Pfütze schleiften. Die Menge lachte, und Dupré zeigte sich unter den Reihen der Zuschauer, mit seinem gewöhnlichen höhnischen Gesichte. Theodor sah sich um, ob er nirgend einen Officier erblicke, als ein junges Mädchen, die seiner ansichtig wurde, auf ihn zu und ihm zu Füßen stürzte, mit dem Ausrufe: „Retten Sie ihn, retten Sie ihn, es wird Ihnen einst vergolten werden." Der junge Mann sah nicht auf die Schönheit der Bittstellerin, noch fragte er, wer der zu Rettende sey, sondern stürzte unter die Menge, schleuderte

den Menschen, welcher den unglücklichen Gefangenen eben in einen Rinnstein hinabstoßen wollte, mit solcher Gewalt zurück, daß der Betrunkene selbst unsanft hineinfiel, und hob den vom Alter und den Mißhandlungen Entkräfteten in die Höhe. Die Menschenmasse, eingeschüchtert von dem dreisten Benehmen, verstummte einige Augenblicke, und Theodor konnte, während die Tochter den Vater unterstützte, die Frage an die Masse richten: Weshalb sie so barbarisch mit dem Greise verführen?

„Es ist der Präfect, der Hund, der Verräther, der Spion, der Franzose!" steigerte sich der Ausruf der brüllenden Menge, und Theodor fühlte, daß er nur einem dem Tode Geweihten das Leben gefristet habe. In eigener Bestürzung that er eine Frage an den Haufen, deren Antwort er längst wußte, und welche die Menge nur noch mehr erbittern mußte; er fragte was der Gefangene verbrochen habe?

„Er hat Deutschland, er hat Schill verrathen, er hat den Tod tausendfach verdient!" brüllte es abermals entgegen, und man rüstete

sich zu einem neuen Angriffe. Indessen hatte sich der Greis aufgerichtet, und mit dem rechten Arm an einen Brunnen gelehnt, mit dem linken seine Tochter umfassend, bewegte er den Mund, als wolle er sprechen. Es lag etwas so würdevolles und strenges in seinem Gesichte, daß die Masse wirklich im Momente verstummte und ihn zu Worte kommen ließ.

„Also den Tod habe ich verdient,“ hub er an, „und Ihr wollt ihn mir zuerkennen! Das eine so nichtig, als das andere frevelhaft. — Ein Deutscher, wie Ihr, blutete mein Herz, als das Vaterland seine Unabhängigkeit verlor. Ich trage Narben aus den Kriegen gegen die Fremden. Aber die Vorsehung wollte es anders, und weil ich Unterthan eines ausländischen Fürsten wurde, weil ich ihm Treue schwören mußte, und weil ich die Treue nicht brach, darum habe ich den Tod verdient? Was verbrach ich denn? — Was mir befohlen wurde, hab' ich ausgerichtet. Wäre es unter dem Schutz Französischer Bajonete geschehen, so würdet Ihr mir auch nachher nichts vorgeworfen

haben, aber weil ich es wagte, meine Pflicht mit Gefahr meines Lebens zu thun, darum bin ich ein Verräther!"

Um Gottes Willen, Vater, rief die Tochter, sich an ihn schmiegend: Du reizest die Trunkenen immer mehr. — Der Vater hörte aber nicht darauf, sondern fuhr, wie noch mehr erbittert, in heftigerem Tone fort:

„Ich bin ein Westphälischer Unterthan, und wenn ich Euch ansehe, so bin ich stolz darauf, mich deß rühmen zu können. Ich sage Euch noch mehr, ich habe das Placat gegen ein Gesindel, das keinem König und keinen Gesetzen gehorcht, das ohne Befehl, ohne Ordnung, um nach seinen Lüsten zu stehlen und rauben, zusammengelaufen ist, das mein Gut geplündert, meine Bauern gemißhandelt, Weib und Kind verjagt hat — ich habe das Placat mit Herzenslust angeschlagen, und ich wünsche Euch und sage Euch voraus — daß die Strafe nachkommen wird. Den man die Geißel der Völker nennt, er wird nicht nöthig haben, sein Schwert zu ziehen, Ihr werdet wie Landplagen

und Räuber erschlagen werden, ehe es zu einem Schlagen kommt."

„Hören Sie ihn nicht," unterbrach hier die Tochter den Vater, welcher seine letzten Kräfte zur Strafrede aufzubieten schien, und umschlang Theodor: „hören Sie ihn nicht; der Verlust seines Gutes, die Kränkung seiner Familie hat ihn außer sich gebracht, er redet irre."

Der alte Mann aber ließ noch nicht ab, sondern stieß die Worte hervor: „Ihr Landstreicher wollt nun ein Gericht bilden und die Stimme Deutschlands abgeben. Deutschland, wenn es je erwacht, wird Euch niemals anerkennen, Eurer schämen muß es sich."

Man kann sich denken, daß dieser unbesonnene Ausbruch der Wuth die anwesende Menge, welche in der That nur aus dem schlechtern Theile des Corps bestand, noch mehr entflammen mußte. Nur mit gezogenem Hirschfänger konnte Theodor die ersten Andringenden zurückhalten, und er würde unfehlbar bei fortgesetzter Vertheidigung selbst unterlegen seyn, da man die Stimmen vernahm: „Wer ist es

denn? — Kein Officier — Niemand kennt ihn — vielleicht selbst ein Spion — ein Franzose!" — wenn nicht zu rechter Zeit eine Patrouille Husaren unter Julius Anführung den Haufen zerstreut, und den Präfecten in ihre Mitte genommen hätte.

„Junger Mann!" sagte dieser beim Scheiden zu Theodor: „Ihr scheint unter den Schlechten ein Besserer zu seyn. Mir habt Ihr nichts genutzt, denn Sie werden mich zum Tode verurtheilen, und es wäre mir lieber gewesen von Straßenräubern im Gemetzel umzukommen, als wenn sie die Formeln des Gesetzes erlügen. Merkt Euch, wenn ich todt bin, daß alle, auch die schlechteste Ordnung mehr werth ist, als das wilde, dünkelhafte Toben, das man Begeisterung für die gute Sache nennt. Komm Agnes!"

Er wandte sich um, Agnes drückte aber noch einmal Theodors Hand, und rief ihm, mit einer Thräne in ihren großen Augen, zu: „Und ich bitte Sie, verzagen Sie nie; mir ist, als müsse es hier und überall noch einmal gut werden, als sähe ich Sie dereinst wieder, um

für die Rettung meines Vaters thätiger als mit Thränen zu danken."

Julius trieb, mit dem herben Ernste eines Beamten vor dem Zuge zur Richtstätte, zum Aufbruch an, und flüsterte nur mit einer metalllosen Stimme zum Präfecten herunter: „Sie sind ein Deutscher Edelmann und ein Französischer Präfect? — Wenn Deutschlands Erlösungsstunde schlägt, müßte man vor dem ganzen versammelten Adel Ihr Wappen zerbrechen."

Der Gefangene würdigte ihn keines Blikkes und keiner Antwort.

„Sie haben einen Fauxpas gemacht," sagte Dupré zu Theodor, als er langsam den Reitern folgte. „Die Volkswuth war so schön im Gange, da mußten Sie dazwischen treten, und den Beschützer der Unterdrückten spielen!"

Ich that was jedem Manne, jedem Deutschen obliegt, erwiederte Theodor.

„Oh weh, wenn Sie mit Ihrer Allemanderie kommen, bringen Sie mich immer zum Schweigen. Ich bitte Sie, das grimmige harte

Wort Deutsch, wo man erst Zunge, Lippe und Zähne anflehen muß, um den Zischlaut herauszubringen, taugt nie und nimmer zur Begeisterung, da seiner Comparation unübersteigbare Hindernisse im Wege stehen. Wenn ich vom Deutschthum höre, möchte ich mir immer die Ohren zuhalten."

Nun so hätte auch jeder redliche Ausländer wie ich gehandelt.

„Auf dem Theater. Ihr Kotzebue hat den Edelmuth aller Nationen auf die Bühne gebracht, wo auch die gutmüthigen, auflodernden Menschenfreunde mit ellenlangen Tugendfloskeln hingehören, aber im Leben stören sie nur das bunte rege Spiel."

Ich spielte nicht, mein Herr, den Menschenfreund, sondern handelte als Mensch unter wilden Bestien, fuhr Theodor auf.

„Wer das Rad, wenn es bergunter rollt, aufhalten will, wird umgeworfen, und die Menge lacht ihn aus; darum ist die Regel für den klugen Mann, dem Rollenden einen Stoß zu

versetzen, daß es noch schneller stürzt, und die Zuschauer Bravo rufen."

Was aber wird am Ende daraus?

Dupré schwieg einen Augenblick, endlich antwortete er: „Das Rad rollt, bis die Kraft ausgeht, und es umsinkt. — Es ist aber ein schlechtes Gleichniß. Ist die Erde nicht selbst das Rad, das um sich und um die Sonne schwirrt, der Mond läuft um die Erde, und das ganze System kreis't um eine andere Sonne. Niemand wird aus dem kuriosen Gewirre klug; aber es rennt immerfort, und das Ende ist, daß es kein Ende hat."

Aber eine ewige Ordnung! entgegnete Theodor. Dupré stimmte ein Liedchen an, ohne das Gespräch fortzuführen.

Sie waren an den Markt gekommen, wo ein schnell eingesetztes Kriegsgericht den Präfecten zum Tode verurtheilt hatte. Nach dem Verlaufe von kaum einer halben Stunde wurde der Gefangene an den erhöhten Platz geführt, um erschossen zu werden. Theodor sah mit innerer Bewegung, wie der Greis sich aus den

Umarmungen seiner Tochter riß, und trotzig an den Pfahl stellte. Agnes hob die Arme nach einem Retter gen Himmel, und Theodor glaubte, daß ihr Blick auf ihn fiel.

„Es ist ungerecht, höchst ungerecht!" rief er, und wollte, ohne zu bedenken was er that, durch die Menge hindurchstürzen, als Dupré ihn noch zu rechter Zeit umfaßte, und ihm mit wenigen eindringenden Worten bemerklich machte, daß er, ohne zu retten, nur in sein eigenes Verderben renne. Die Musquetiere legten an, und man erwartete das Commando zum Feuern, als plötzlich ein Adjutant herangesprengt kam, ein weißes Tuch hoch in die Luft schwenkte, und Gnade! Gnade! ausrief, ein Wort, das von tausend Zungen wiederholt, und von einem Tusch der in der Nähe postirten Trompeter begleitet wurde. Schill sprang im nämlichen Augenblicke vom Pferde und trat zu dem Greise. Er hob die Hand in die Höhe und rief aus:

„Da sey der Himmel für, daß ich unser großes Werk durch das Versprützen Deutschen

Blutes beginne! — Sie sind frei, — Sie sind unschuldig. Als Westphälischer Unterthan erfüllten Sie Ihre Pflicht, jetzt sind Sie es nicht mehr, Sie sind fortan ein Preuße, und rufen mit mir aus vollem Herzen und voller Brust: Es lebe der König!"

Unendlicher Jubel tönte ringsum, als Schill vor Aller Augen den Greis in seine Arme schloß. Auch der Präfect, welchen der Tod nicht hatte erschrecken können, schien gerührt, er umarmte die Tochter, drückte den Umstehenden die Hand, und rief mehrere Male vernehmbar aus: „Es lebe der König!"

Wenn er unschuldig war — wie das auch mir scheint, murmelte Theodor vor sich hin, „bedurfte es ja nicht erst dieser harten Prüfungsstunde für den Greis.

„Wiederum zu vorschnell, mein Deutscher, edelsinniger Degen," raunte ihm Dupré zu: „das war die erste That, die ich von diesem Manne des Volkes, diesem Normalhelden, diesem Lawinenstoßer, dieser Glocke für Deutschland, gesehen habe. Es kann etwas aus ihm

werden. Ich hielt ihn bisher nur für einen vorgeschobenen Husaren; das Schauspiel aber, was er uns heut gegeben, zeigt von einem ordentlichen Studium des Enthusiasmus. Brachte er es doch so weit, daß jene eingefleischte Caricatur von eisernem Diensteifer sich übertölpeln ließ und in Thränen ausbrach! — Sehen Sie, solch ein Schauspiel von Edelmuth, der nicht theuer, und Begnadigung, die nothwendig ist, zeigt vom großen Manne. Hätte er den Präfecten erschießen lassen, was vielleicht seine Freunde nicht einmal zugegeben hätten, würde das die verzagteren Seelen von ihm zurückgeschreckt und seinen Namen in Unehre gebracht haben. So aber hat er einen alten, mürrischen Mann, der hier in der Gegend für einen Leithammel der Rechtlichkeit gilt, für sich gewonnen; man preis't ihn als einen milden Mann, glaubt, er besitze Mittel genug, um nicht nöthig zu haben, strenge zu seyn, und hat Summa Summarum einige Anker Rum gespart, indem der gelungene Coup seine Leute allein schon in's gehörige Feuer gesetzt hat."

Dupré sagte dies mit weit mehr Ernst als sonst, und auch Theodor glaubte, wiewol ihn die Auslegungsart des Franzosen von einer so schönen That kränken mußte, nichts darauf erwiedern zu können, da mindestens ein Kern der Wahrheit aus Dupré's Ansicht hervorleuchtete.

Viertes Kapitel.

Als Theodor am späten Abend zu seinem Freunde trat, warf ihm Julius mit höhnischer Miene ein Billet auf den Tisch. „Wenn's beliebt! Es ist sehr eilig."

Von wem? Wer weiß, daß ich hier bin? — fragte Theodor, als er das zierlich gefaltete, mit einer feinen Aufschrift versehene Papier, untersuchte.

„Von wem anders, als von einer zarten Hand," entgegnete Julius, „ob ich gleich nicht begreife, wie man zu Liebesabenteuern in einem Momente, wie dieser, aufgelegt seyn kann."

Du irrst — oder ein Anderer irrt — denn bei Gott, ich hatte den Tag über an andere Dinge zu denken.

„Nein, nein, theurer Freund! — Die Iris klopfte so verschämt an unser Zimmer, und fragte so schüchtern nach Dir, daß ich hätte

glauben mögen, es sey Deine Inamorata in eigener Person, wäre sie nicht so grundhäßlich gewesen, und hätte sie nicht nach dem edlen Menschenfreunde gefragt, der heut Morgen den Vater ihrer Herrschaft aus den Händen der Troßknechte rettete."

Ich hoffe — sagte Theodor durch den leichten Ton des Freundes gereizt — Du hast nichts Vernünftiges gegen meine Handlung von heut Mittag einzuwenden?

„Bewahre Gott! Sie war so vernünftig, klug, logisch, sittlich, so nach den Regeln der Ethik und Humanität, daß ich nicht begreifen konnte, wie ein Mann, der sich zu uns gesellt hat, dem die Ehre des Vaterlandes mehr gilt als alle Rücksichten, der gleich uns, die Brücke hinter sich abgebrochen hat, wie der zu einer so vernünftigen Handlung kam!"

Ich setze voraus erwiederte Theodor eilig: daß der gestrige Wein- oder der heutige Freudenrausch noch aus Dir redet.

„Und ich setze voraus, rief Julius vom Sopha aufspringend: daß, wer das Vater-

land liebt, nichts weiter lieben, daß, wer für diese heiligste Sache das Schwert ergriffen, nur an das eine denken soll, was Noth thut, und daß, wer dies Ziel vor Augen habend, noch an Rücksichten denken kann, ein Halbmann ist, der aus unseren Reihen" —

Julius — unterbrach ihn der ruhigere Freund, und seine Augen strahlten ungewöhnlich.

„Ich sage ein Halbmann, fuhr Julius stärker betonend fort: „der nicht in unsere Reihen gehört. Eine Memme, dem nicht das heilige Rachefeuer in den Adern glüht."

Hier entfärbte sich Theodor. Er trat einige Schritte zurück, und hatte unwillkührlich den Schwertgriff gefaßt. Der Officier folgte, als er die Bewegung gewahr wurde, dem Beispiel, und beide Freunde standen mit gezogenen Klingen vor einander. Aber halb aufgehoben hielt jeder seine Waffe vor sich, und sah auf den Andern, wer den Anfang machen werde. Mehrere Secunden dauerte dieser Auftritt. Julius war der heftigere, aber nicht der Beleidigte; Theodor zwar beleidigt, aber der Besonnenere.

All=

Allmählig senkten sich die Spitzen der Degen. Die Scene war halb tragisch, halb komisch, und Jeder glaubte um den Mund des Andern ein Lächeln schweben zu sehen. Endlich stieß Julius seinen Säbel in die Scheide mit den Worten zurück:

„Sind wir Thoren, um leerer Worte willen die Freundschaft in einem Moment zu brechen, wo Alles auf dem Spiele steht! Theodor, wenn ich Dich beleidigt habe, nehme ich das unbesonnene Wort zurück. Ich predigte ja selbst, daß ein Mann in dieser Zeit keine andere Rücksicht als die eine haben solle. — Lies deinen Brief, genieße, was Dir der Augenblick bringt, und dann laß uns sorgen."

Es brauchte nur eines Händedrucks, die Freunde auszusöhnen. Julius warf sich auf das Ruhebett, und Theodor las die von einer weiblichen Hand geschriebenen Worte:

„Schneller als ich hoffen konnte, ist der „Moment gekommen, wo ich dem Lebensretter „meines Vaters den Dank durch die That er„weisen kann. Geschriebene Worte können Ver-

„räther werden, Freunden und Feinden ist „gleich wenig zu trauen; darum eilen Sie, „heimlich vor ihren Gefährten (auch mein „Vater könnte aus mißverstandener Großmuth „Sie verderben) zu mir auf unsern Landsitz, „ehe Sie eine Nachricht zu spät erfahren, „welche Sie — auf ewig von — wenigstens „Ihrer Ruhe trennt.

A. v. F."

Theodor hatte, um seinem Freunde den Verdacht zu benehmen, den Brief laut gelesen. Als er geendet, rief Julius lächelnd:

„Auf meine Verschwiegenheit in Liebesabenteuern kannst Du rechnen. Ich wünsche alles Glück, und wenn Du meine Begleitung zu der nächtlichen Promenade annehmen willst, werde ich dein treuer Wächter vor des Liebchens Fenster seyn, wie nur irgend der Freund in einer Spanischen Romanze."

Ich zweifle, ja ich bin sogar bestimmt überzeugt, daß Deine Auslegung unrichtig ist. Hättest Du ihr in das klare, seelenvolle Auge

gesehen, würdest Du anders von dem hochherzigen Mädchen denken.

„Wo die Französischen Officiere zur Einquartirung gelegen, habe ich so meine eigenen Gedanken; doch, Freund, ich will nicht wieder der Störenfried seyn, und frage nur, was Du zu thun gedenkst?"

Die Gefahr beim Verzuge scheint nur mir zu drohen. Deshalb treibt es mich, hier, wo keine Leidenschaft mitspricht, auch nicht die Regeln der Schicklichkeit zu übertreten; ich will morgen, sobald es Tag ist, der Einladung folgen.

„So wünsche ich meinem kühlen Freunde eine ruhige Nacht," sagte der Officier, und Beide legten sich, erschöpft von den Anstrengungen des Tages, nieder.

Es mochte indessen kaum Mitternacht seyn, als lauter Trommelschlag die Freunde weckte. Es war der Generalmarsch, und ein heller Flammenschein erleuchtete durch die Scheiben das kleine Zimmer. Theodor war im Moment aus dem Bette, und rief zum aufgerissenen

Fenster hinaus: Wo es brenne? ohne daß Einer für den Augenblick ihn einer Antwort von draußen würdigte. Das Feuer war auch verschwunden, dafür rasselten aber Kanonen und schwere Wagen über die Straße, und aus den benachbarten Häusern hörte er die gewaffneten Soldaten die Treppen hinunterstürzen, um sich zum Versammlungsorte zu begeben. Dabei herrschte sonst eine peinliche Stille, welche das eben erwähnte Geräusch nur noch furchtbarer machte.

„Es brennt nicht," sagte Julius, der sich eilig rüstete: „es wird aber brennen, wenn mich nicht Alles trügt. Unser kühner Führer will die Flamme unseres gestrigen Muthes nicht verrauchen lassen; zehn gegen eins, er führt uns gegen den Feind."

„Aber es steht kein Feind in der Nähe," entgegnete Theodor, dem dieser nächtliche Aufbruch überaus peinlich vorkam, ohne daß er sich den Grund davon anzugeben wußte. Der Freund entgegnete:

„Du denkst an dein verscherztes Liebes-

abenteuer. — Aber muthig in die Kleider und in das Gürtelzeug. Kommen wir einst mit dem Siegeslorbeer um die Stirn zurück, so ist die rechte Zeit, Eroberungen zu machen. Nur unsere Narben, nur Franzosenblut an den Händen braucht es zu zeigen, und — sie fallen uns von selbst in die Arme, vor Allen einem lockigen Apollo wie Du bist."

Julius war gerüstet, drückte dem Freunde die Hand, und, als er scheiden wollte, noch einmal mit Inbrunst ihn an die Brust: „Bruderherz, wenn wir uns wiedersehen, wird es anders seyn als jetzt, — es hat sich entschieden mit uns, — mit Deutschland."

Er stürzte fort, und auch Theodor stand bald darauf auf dem Versammlungsplatz der Schützen, wo Julius Ahnung als Gerücht von Munde zu Munde lief, ohne daß selbst die Officiere etwas Bestimmteres von dem Angriff wußten. In aller Stille marschirte das Corps durch die Gassen, wo manches mitleidige Gesicht hie und da aus den spärlich erleuchteten Fenstern den Kriegern einen Scheideblick nach-

sandte; und sie waren schon bis zur Ermüdung auf offenem Felde fortgezogen, als der Tag zu grauen begann. In der ungewissen Beleuchtung der Dämmerung konnte Theodor nichts anders erkennen, als daß sich ihr Weg durch unübersehbare Haidestriche fortzog. Kein Schuß zeigte die Nähe eines Feindes, kaum vernahm man den Hufschlag der seitwärts zur Linken ziehenden Reiterei. Als endlich auf einige Augenblicke gerastet wurde, erstieg Theodor eine kleine Anhöhe, um sich zu orientiren. Zur Rechten des Weges wurde es heller, er glaubte einen lichten Streifen zu erkennen, die Sonne ging auf, und er entdeckte die breite Strömung der Elbe.

„Himmel! Geht das dem Meere zu?“ rief er aus, mehr von einer Ahnung ergriffen, als daß der geringe Zwischenraum eines Nachtmarsches ihn um so viel weiter den Strom hinunter gebracht hätte, um die Nähe der Mündung aus dem breiteren Bette zu erkennen.

„Es schmeckt danach“ — antwortete Duprè, der eben den Hügel erstiegen hatte. „Ach, ein köstlicher Anblick, so ein Sonnenaufgang

an einem regnigten Tage, und wenn man noch nicht gefrühstückt hat."

So werden wir nicht gegen den Feind geführt? — unterbrach ihn hastig Theodor.

„Ganz das Gegentheil," erwiederte der Franzose: „eben ist es bekannt worden, daß wir stehenden Fußes und eiligen Schrittes die Elbe entlang nach dem Meere zu marschiren, um, ehe uns vom Süden die Franzosen, vom Westen die Holländer einholen, Englische Schiffe zu besteigen, und auf und davon zu segeln."

Theodor stampfte mit der Büchse auf den Boden, und blickte starr vor sich hin.

„Schill ist ein kluger Mann, vor dem ich immer mehr Hochachtung gewinne. Er hat das gestrige so schön angefachte Feuer dazu gebraucht, bei Nacht und Nebel auszurücken. — Er ist öconomisch; da er voraussieht, daß der Enthusiasmus, wenn er ihn auch aus allen Feldstücken losfeuern läßt, doch nichts ausrichten wird, so packt er ihn bei Zeiten ein, um ihn für die Zukunft einmal als Ragout aufgewärmt zu serviren."

Aus Theodors Auge quoll eine Thräne hervor, und er rief, ohne des Spötters zu achten, aus: Unsere schönen Hoffnungen! Wie ging für ganz Deutschland die Sonne der Hoffnung auf, als Schill an dem heitern Tage die Residenz verließ.

„Aber sie verkroch sich" — sagte der Andere auf die Landschaft zeigend — „so schnell wie jene Sonne unter der dichten, schwarzen Regenwolke. Es ist wieder dunkel geworden, der Regen wird stärker, noch zeigt sich kein menschliches Wesen auf der weiten Ebene, und die Vögel verkriechen sich wieder im Dickicht des Waldes. Wenn ich an Ahnungen glaubte, würde ich daraus Uebles prophezeihen, und auch mit dem gesunden Menschenverstande läßt sich das Mißlingen des Unternehmens voraussehen."

Theodor hüllte sich in seinen Mantel, und legte sich, ohne des Regens zu achten, auf die feuchte Erde, den Kopf auf dem Ellenbogen stützend. Mit dem Rückzuge gegen das Meer waren alle Entwürfe aufgegeben, und die schönste Aussicht war die eines glücklichen Entkommens.

Ein Grabesschauer durchrieselte ihn, und er glaubte das Bild seines Vaterlandes zu sehen, wenn sein Auge auf die dunkle Landschaft vor sich hinstarrte. Nirgends zeigte sich in der feuchten, kalten Dämmerung ein freundlich heller Fleck, und auch die Sonne, die kaum in krankhaftem Roth den Saum des Horizonts gefärbt hatte, war durchaus wieder in der dichten Regenwolke verschwunden. Nicht einmal auf dem Lagerplatz seiner Cameraden regte sich das wilde Soldatenleben, kein Lied erscholl; nur hier und dort hörte man Stahl und Feuerstein anschlagen, und eine mürrische Brust machte sich in einem Soldatenfluche Luft.

„Ihr werft Euch hin, Camerad" — sagte Dupré — „und verzehrt euren Gram in Euch. Der gute Freund bei den Husaren, Heißdrauf oder Heißdrunter, würde seinem Unmuth auf andere Art Luft machen. Er würde schreien, fluchen, Zeter und Mordio über das ganze entartete Menschengeschlecht ausrufen; und ich glaube am Ende, er thäte klüger, als wer dem Ingrim gewähren läßt. — Es ist aus — das

sehen wir Alle. Was ist zu thun? — Umkehren, wo es noch Zeit ist. — Unbemerkt von den Anderen, welche die Hiobspost schachmatt gemacht hat, können Sie sich in das nahe Eichengebüsch schleichen, und dort liegen bleiben, bis die große Armee vorübergezogen ist. Die Geduld wird Ihnen dabei nicht ausgehen. Dann findet sich leicht eine mitleidige Seele, die den verlornen Sohn über die Elbe hinübersetzt."

Theodor wandte sich um, und sah den Redner groß an.

„Lassen Sie mich" — fuhr dieser fort — „einen Sermon halten, wie mancher Ihrer enorm weisen Landsleute zu Ihnen reden würde, solche, die noch immer hoffen, daß des großen Riesen Weltgebäude durch eine Anstrengung der Pygmäenkämpfer einst zusammenfallen könne: „Was verschwenden Sie Ihre Kräfte bei einem Unternehmen, das den Keim des Todes in sich trägt? Auf kühne Trugschlüsse gebaut, ohne Berechnung angefangen, vorschnell ausgeführt, eilt es dem sichern Untergange entgegen, und

reißt Deutschlands hoffnungsvolle Jugend mit sich in den Strudel hinab. Eidbrüchige Soldaten, ungehorsame Beamte, Schwindler, haben etwas begonnen, das keinen andern Erfolg hat, als die Plünderung einiger Kassen, die Klage des Landmanns, die Einäscherung friedlicher Dörfer und das Mißtrauen zwischen befreundeten Staaten. Jünglinge, spart eure Kräfte, spart euren Muth, bis der Moment gekommen ist, wo das ganze Vaterland sich erhebt, wo es seine Söhne rufen wird, wo Fürst und Volk aufstehen werden, wo es heißen wird: „„Zerbrecht die schmählichen Ketten der Knechtschaft"" und so weiter."

Theodor sprang auf, faßte Dupré's Arm und fragte, ihn scharf anblickend: Wer sind Sie?

„Ein Mann, der sich zur See und zu Lande versucht, der die Thorheiten aller Nationen kennen gelernt und gefunden hat, daß überall auf der Erde nur Menschen wohnen, und alles Außerordentliche, im Grunde genommen, etwas sehr gewöhnliches ist. Im übrigen heiss' ich Dupré, und habe mich im Schillschen Frei-

corps anwerben lassen, weil ich gerade kein besseres Unterkommen fand, und die Wege zur Rückkehr nach Frankreich mir, wie es dem Heere kundig ist, von Napoleon seit lange versperrt sind, der sein Verdienst vollkommen, meines aber nicht zu achten verstand."

Und weshalb interessiren Sie sich so für mich, daß wenn Ihr Vorschlag wirklich zu meinem Vortheil abzielte, Sie ihn mir allein ertheilen?

„Ich" — antwortete Dupré so ruhig als vorher — „ich interessire mich für Niemand, und gebe mir noch viel weniger Mühe, irgend Jemanden aus meinem Erfahrungsschatz einen Rath mitzutheilen, da jeder Mensch, weil er Mensch ist, doch einmal seinen Kreislauf der Thorheit unabänderlich ablaufen muß. Ihnen ertheilte ich den Rath, weil mich Jemand darum gebeten, der vorgiebt, sich für Sie zu interessiren, und dem ich einige Verbindlichkeiten schuldig bin."

Wer könnte das seyn?

„Ausplaudern ist nicht meine Eigenschaft.

Doch sind Verliebte die einzigen Wesen, welche mitunter aus dem egoistischen Kreislauf heraus=treten; der Zustand dieser Verliebtheit ist in=dessen auch eine Art Seelenkrankheit."

Dem jungen Manne war der Gedanke, daß Dupré mit einem Wesen, wie Agnes, in Ver=bindung stehe, unerträglich, allein der grinsende Blick des Franzosen deutete mindestens auf die Mitwissenschaft eines Verhältnisses, dessen Be=kanntmachung ihm selbst unangenehm seyn mußte. Aus allen Zweifeln riß ihn Dupré, als er fortfuhr:

„Junger Mann! mögen Sie mir nun sonst trauen oder nicht trauen; auch der dürftigste Verstand sieht wenigstens ein, daß hier weder Ehre noch Vortheil mehr zu gewinnen ist. Ich darf es Ihnen gestehen; ich rede jetzt im Auf=trage eines für Sie besorgten zarten Wesens. Enteilen Sie, ehe noch mit der Gefahr die Schmach verbunden ist. Auf dem Landsitz des Präfecten wird man zu Ihrem Fortkommen das Nöthige bereiten, und nichts ist zur Ausfüh=rung nöthig, als Ihr Wille."

Forschend blickte er in Theodors Gesicht, wo er, noch ehe dieser mit Worten antwortete, den gefaßten Entschluß las.

Ich will Ihnen glauben, ich sehe die Gefahr, doch jetzt umkehren, wo die Sache, der ich mich weihete, zu wanken beginnt, wäre ehrlos. Ist das Vaterland, Freiheit und Nationalruhm nicht mehr zu retten, so will ich mit ihnen untergehen. Ich bitte, berühren Sie nie mehr diesen Punkt, denn mein Entschluß ist unerschütterlich.

„Eine gut memorirte Floskel, aus dem Livius oder Cornelius Nepos?"

Es ist ein heiliger, ernster Entschluß mit dem ich nie zu prunken dachte, ein Schwur, den ich mir in der Stille beim Scheiden ablegte, ein Vorsatz, den die Verzweiflung und die Vernunft zugleich jedem Deutschen Manne eingeben.

„Dagegen läßt sich nichts erinnern," sagte Dupré lächelnd: „Wer früh Morgens, ehe die unbezahlten Gläubiger das Haus umlagern, aufbrechen muß, den zwingt freilich die Ver-

nunft zu einem solchen Schwure, und zu deu Kreuzfahrern aller Zeiten liefen zumeist solche Ehrenmänner, die das sehr vernünftige Gelübde abgelegt hatten, niemals nach Hause zurückzukehren, wo das dreibeinige Gerüst und die Karre ihrer wartete. Sie sehen, ich nehme Vernunft an, und dränge Niemanden meine Lehren auf. Aber die Trommel rührt sich, und die Ritter der Zukunft stehen marschfertig. Da wir zu ihnen gehören, rathe ich zur Eil, und rufe meinem Schicksalsgenossen ein freundliches Adieu zu!"

Fünftes Kapitel.

Obgleich noch hier und dort einige Verzweifelte, Wagehälse oder Enthusiasten dem Schillschen Corps zuströmten, so verlor es doch immer mehr an moralischer Kraft. Da die Eilfertigkeit des Rückzuges kaum verstattete, den Recruten einige Anweisung und Uebung im Exerciren zu geben, so wurde es noch viel schwieriger, die zusammengelaufene Masse von Gewaltthätigkeiten und Ausschweifungen zurückzuhalten. Je mehr die bittere Ueberzeugung eines unglücklichen Ausgangs die Gemüther überkam, um so eher glaubten auch die Edleren ihren Unmuth diejenigen entgelten lassen zu müssen, welche ihr Unternehmen nicht unterstützten. Was zusammengelaufenes Gesindel war, plünderte, der Kern des Corps, die Husaren, waren fortwährend auf Streifzügen beschäftigt, und von den Befehlshabern brandschatzten die roheren, und die

Gebildeteren fühlten bei der Aussicht auf ihre eigene verzweiflungsvolle Lage sich nicht gedrungen, die geplagten Einwohner, auf welche ihr Zug stieß, besonders zu schonen. Auf den unglücklichen Helden, die Seele des Unternehmens, drängte das Uebermaß gewichtiger Sorgen. Er fühlte wohl, daß das große Unternehmen schon verloren sey, er wollte, er durfte sich aber diese Ueberzeugung nicht klar machen, denn nirgends war ihm eine Aussicht geblieben. Das Bewußtseyn, der vergötterte Held seines Volkes zu seyn, gab ihm noch Kräfte, welche bei einer minder fieberhaften Aufregung gewichen wären. Um Erholung von den großen Sorgen zu finden, machte er sich kleinere, und suchte nur sein Daseyn als Held bis zu dem letzten Momente lebendig zu erhalten, dessen Eintreten er ahnen mußte. Unter denen, welche am grausamsten gegen die Landleute verfuhren, zeichnete sich Dupré aus. Es schien, als sehe er mit innerm Wohlgefallen den Erpressungen zu, und gehe darauf aus, den Fluch der Einwohner auf sich zu laden. Auch gegen die Ge-

fangenen grausam, erhielt er bald den Ruf eines der wildesten Abenteurer in dem Freicorps, ein Ruf, der, wenn er nicht bald Gelegenheit gefunden, auch seine Tapferkeit zu beweisen, selbst unter diesen Verzweifelten ihm keine Freunde gemacht hätte.

Die kleine Elbfestung Dömitz war nur deshalb überrumpelt und in der Eil befestigt worden, um Schills Rückzug gegen die mit großer Schnelligkeit vordringenden Feinde zu decken. Die Vertheidigung eines schlecht verschanzten Ortes mit wenig Mitteln und ohne die geringste Aussicht des Entsatzes war eine Aufgabe, die nur für Verzweifelte paßte. Dennoch fanden sich Vertheidiger. Unter einem merkwürdigen Abenteurer stellten sich die Ruchlosesten und die Besten, welche das Heer zählte, und unter ihnen leisteten Dupré und Theodor die wichtigsten Dienste. Dömitz wurde von diesen gerade so lange gehalten, bis das Hauptcorps Gelegenheit gefunden hatte, zu entkommen; und es galt jetzt nur noch, als die Feinde zum Sturme über die Elbe setzten, und die gefangenen Fran-

zosen und Polen in der Citadelle losbrachen, die Besatzung retten. Auch dies gelang zum Theil. Theodor, dem als Anführer einer ihm zugetheilten Schaar die Nachhut anvertraut war, setzte gerade durch den äußern Graben, als die Feinde den letzten Wall erstiegen, und alle Verrammlungen durchbrochen hatten. Musketenkugeln pfiffen in Unzahl über seinem Haupte fort. Schon aber war der größte Theil seiner Leute auf dem jenseitigen Ufer und zerstreute sich in den Feldern und Büschen, als er einen seiner Untergebenen mitten im Graben zurückbleiben sah, der mit lauter Stimme ausrief: Er werde niemals fliehen, und allein die Ehre aller Preußen hier vertheidigen! Es war ein so betrunkener Mensch, daß ihn kein vernünftiges Zureden von dem aus den zerschlagenen Brantweinfässern hervorgegangenen Entschlusse abbringen konnte. Da es jedoch sonst ein tapferer Soldat war, eilte Theodor zurück, um ihn mit Gewalt fortzureißen. Während er aber dies noch fruchtlos versuchte, sprangen schon mehrere Französische Grenadiere in den Graben,

und er fand sich von allen Seiten umzingelt. Den Betrunkenen verließ nicht der Muth: „Hauptmann! frisch drauf, wir werden allein schon mit den Hunden fertig werden," rief er; feuerte los und hieb um sich. Auch Theodor vertheidigte sich so gut es ging, mehr um den Tod im Gefechte zu suchen, der ihn vor einem schmählichen Ende bewahren sollte, als in der Hoffnung sich durchzuschlagen. Aber auch diesen Wunsch würde er schwerlich erreicht haben, wenn nicht in dem Augenblicke, wo feindliche Bajonete ihn von allen Seiten umzingelten, Dupré an der Spitze weniger Leute, welche sich in der Festung beim Ausleeren verspätet hatten, ihm von hinten zu Hülfe gekommen wäre. Es erfolgte ein furchtbares Gemetzel; Dupré schoß einem Holländischen Husaren, welcher, gerade als Theodor das jenseitige Ufer erstieg, den Säbel über seinen Kopf schwang, so vor die Stirn, daß er vom Pferde herabfiel. Der größte Theil der Nachzügler entkam aus dem Graben, Theodor schwang sich auf das Pferd, und die Verfolgung ließ nach, als sie das

nächste Gebüsch erreicht hatten, und hier Unterstützung fanden. Auch der betrunkene Soldat war ohne bedeutende Verwundung entkommen, und rief Theodorn zu: „Sehen Sie, Herr Lieutenant, wenn man nur will, so geht's, und die erste Regel ist, nur nicht den Muth verloren. Nur nicht ängstlich, wir leben ja noch, da wird es ja mit dem Vaterlande auch noch nicht aus seyn."

Der Rückzug durch die Mecklenburgischen Länder geschah in zerstreuten Haufen, um die verfolgende Feindesmasse über die wahre Richtung des Hauptcorps zu täuschen. Allen Entbehrungen ausgesetzt, durch Sandsteppen und Kieferwälder einherziehend, verderblich den abgelegenen Dörfern und Gehöften, auf welche die einzelnen durch kein festes Band der Subordination gehaltenen Züge im Marsche stießen, glich der größere Theil der Freiwilligen, in so weit sie mehr aus zusammengelaufenem Gesindel als aus wirklich für die Sache Begeisterten bestanden, eher einer Räuberschaar, als disciplinirten Soldaten. Wenige wußten, was

aus Schill geworden, und ob nicht neben, hinter oder vor ihnen schon feindliche Truppen ständen, und sie beim nächsten Schritte dem sichern Verderben entgegengingen. Beunruhigende Gerüchte, zuweilen von feindlichen Agenten ausgesprengt, entmuthigten zwar nicht die Soldaten, bestärkten sie aber in der verzweiflungsvollen Frechheit aufgelös'ter Banden.

Theodor empfand es am schmerzlichsten, daß er von seinem Freunde keine Nachricht erhielt. Dem Gerüchte nach war dieser seitwärts in das Hanseatische detaschirt worden; vielleicht rückte daher die Entscheidungsstunde heran, ehe er ihn zu sehen bekam. In diesen Gedanken vertieft, ritt er einst seinem Haufen weit voran durch einen der traurigen Kieferwälder dieser Gegenden. Aus seinem düstern Hinstarren wurde er aber durch ein lautes Wimmern und Geschrei erweckt. Ein junges Bauerweib von angenehmer Bildung stürzte mit unglaublicher Hast athemlos vor ihm nieder, und wollte mit dem Rufe: „Hülfe, Rettung, Barmherzigkeit!" die Füße seines Pferdes umfassen, wenn er

nicht durch eine schnelle Wendung sie daran verhindert und vor dem Ungestüm des Thieres geschützt hätte.

„Rettung! Rettung! schrie das Weib — „sie wollen mein Haus verbrennen — meinen Mann todtschlagen, und mich —"

Sie brauchte nicht weiter ihre Gefahr zu schildern, denn in demselben Augenblicke stürzten einige bewaffnete Verfolger aus dem Gebüsche, auf deren Gesichtern ihre Absicht zu lesen war. Das Weib erhob flehend und kreischend die Hände, und Theodor sprengte ohne weiteres Besinnen den Männern mit der donnernden Frage entgegen: „Schurken! Wie durftet Ihr euren Zug verlassen, um hier zu marodiren?"

Einen Augenblick stutzten die Kerle, bald aber antwortete der Eine, es geschehe auf Befehl ihres Officiers, und sie hätten ausdrücklichen Befehl, das einfältige Weib zu ihm zurückzuführen. Theodor sah, daß sie eine trotzige Miene annahmen, und durfte aus der gegenwärtigen Beschaffenheit des Heeres wol den

Schluß ziehen, daß ein Officier dergleichen Befehle ertheilen könne. Nur durch gewaltthätige Autorität war hier zu helfen; er sprengte deshalb auf den Wortführer mit gezogenem Säbel los, schalt ihn einen Lügner, und versetzte ihm einige flache Streiche, worauf er und seine beiden Gefährten Reißaus nahmen. Das Weib erzählte ihm hierauf, wie sie, in einem abgelegenen Gehöfte wohnend, schon häufig von den Durchzüglern geplündert worden, daß sich aber heute die frechste Bande bei ihnen eingelegt, und Kisten und Kasten erbrochen habe. Der Anführer sey in seinem Verlangen noch weiter gegangen, ihr Mann habe sie geschützt, und werde nun gewiß, da sie entflohen, von den erbitterten Soldaten umgebracht werden. Theodor verwünschte es, seine Leute nicht bei sich zu haben, beschloß aber, da jeder Verzug nur Gefahr brachte, zu versuchen, was seine Autorität und Ueberredung allein vermöge.

Da das Gehöft über eine Viertel Stunde entfernt lag, und die erschöpfte Frau nicht mit dem Pferde gleichen Schritt halten konnte, ver-

zögerte sich ihre Ankunft. Als sie auf eine kleine Anhöhe gelangt waren, schrie Theodors Begleiterin plötzlich laut auf. Auf seine Frage hörte er, daß sie mehrere Husaren nach ihrem Hause zusprengen sehe, und nun Alles für verloren halte. Der Reiter schöpfte aus diesem Umstande eher einen Trost, und fand, daß er sich nicht getäuscht hatte.

Alle Gräuel des Krieges, denen das flache Land ausgesetzt ist, schienen sich in einem kleinen Gemählde vor Theodors Augen zu entfalten, als das Gehöft bei ein erplötzlichen Wendung des Waldweges vor ihm lag. Zerschlagene Fenster, eingerissene Thüren und Zäune, umgehauene Fruchtbäume in dem zerstampften Garten deuteten darauf, daß die unnütze Wuth verzweiflungsvoller Gewalthaber zum Theil ihr Werk schon vollbracht habe. Vor der Scheune lag das Korn in Haufen ausgestreut, und die Pferde zerstampften mehr als sie verzehren konnten; die Geräthschaften des Hauses auf einem freien Platz zusammengeworfen, schienen auf die Theilung zu warten, während die Bauermägde wei-

nend mit aufgelöſ'tem Haar und zerriſſener Kleidung ſich verbargen, die Männer aber, dem Anſcheine nach heftig gemißhandelt, ohne ein Wort des Widerſpruchs zu wagen, zitternd umherſtanden. Die Plünderer waren aber ſämmtlich ſo trunken, daß ſie, einander hinderlich, ſich gegenſeitig überliefen, und kaum bemerkten, wie ihrem Unfug durch ein Commando Huſaren der kräftigſte Einhalt gethan wurde. Ein Kerl, der mit einem Feuerbrande das Strohdach beſtiegen hatte, war gerade von den Huſaren heruntergeriſſen, und eben ſo ſchnell ihm von dem commandirenden Officier das Todesurtheil geſprochen worden.

Theodor ſprengte in dem Augenblicke heran, als der Verbrecher, an einen Baum gebunden, das Todeswort aus dem Munde des Officiers erwartete. Es war Julius. Theodor riß ihm den aufgehobenen Arm zurück, und bat, dem Freunde ſich zu erkennen gebend, von dem raſchen Vorhaben für den Augenblick abzuſtehen, da, wenn er auch zur Vollſtreckung eines ſo herben Urtheils berechtigt ſey, die Politik

ihm doch Schonung in einem Zeitpunkt gebiete, wo die geringen Hülfsmittel des gewagten Unternehmens täglich schwächer würden. Julius wandte sich zum Sprecher um; wie aber starrte dieser zurück, als er des Freundes Gesicht in wenigen Wochen um Jahre gealtert erblickte. Bart und Haare waren wild hervorgewachsen; die Wangen zeigten so vertiefte Furchen, als wären es die Spuren Jahrelang wüthender Leidenschaften, und aus den feurigen Augen schien die Gluth in eine Starrsucht sich verwandelt zu haben, welche nur zuweilen furchtbare Blicke entsandte. Theodor fühlte nicht seinen Händedruck erwiedert, und nicht das geringste freudige Erstaunen zeigte sich in dem Benehmen des Freundes. Er erwiederte mit wilder Kälte:

„Und hätten uns die Hunde so eng wie den Dachs umschlossen, würde ich ihn auf drei Schritte mit Pistolen erschießen lassen. Die Politik aber geht einen Kämpfer für das Vaterland nichts an. Bindet den Kerl fester, und legt die Karabiner an.“

Julius, bei unserer alten Freundschaft, an

der wir im schwärmerischen Taumel der noch halben Kindheit unter allen Schrecken der Elemente zu halten gelobten, erinnere Dich —

„Hölle und Himmel!" — fuhr Julius auf — „und gäbe es noch mehr zu verscherzen, Erinnerung ist ein Rückblick, und Rückblick ist der Tod; nur eine Erinnerung weis't uns auf die Zukunft, das ist die Rache, und mir ist es gleich, was uns zu dem einen großen Ziele hinspornt."

In dem Augenblicke turkelte der Angebundene hin und her. Theodor machte Julius darauf aufmerksam, und bemerkte, wie es ungerecht sey, einen völlig Betrunkenen wie einen besonnen Handelnden zu strafen, und wie entsetzlich, einen Menschen in diesem Zustande nach dem Jenseits zu senden. Er erhielt nur die Antwort:

„Gehen nicht Tausende in eben dem Zustande in die Schlacht? Und dann haben sehr weise Philosophen bemerkt, daß alle wahre Begeisterung nur ein Rausch sey. Ich denke auch, wenn es zum Ende geht, in einem solchen

Rausch den Bajoneten entgegen zu sprengen; was soll der Bursch vor mir voraus haben? Kurz, und wenn der Himmel einen Wolkenbruch schickte, daß kein Pulver zündete, so ließe ich ihn mit Kolben todtschlagen."

Die Husaren legten an, als plötzlich von der Seite ein gebieterisches Halt! erscholl, und Dupré aus einem Seitengebüsch langsam herbeikam. Obgleich Aller Blicke auf ihn gerichtet waren, näherte er sich doch so gelassen, als wäre hier nichts Ungewöhnliches vorgefallen, und commandirte mit ruhigem Tone: „Gewehr an Fuß! Bindet ihn los!"

Julius in neuen Wutheifer versetzt, sprengte auf den Feldwebel los, und fuhr ihn in einem Tone an, welcher verrieth, wie den Redenden alle Besonnenheit verlassen hatte: Kerl, was meinst Du damit?

„Ich habe befohlen, daß die Husaren jenen Soldaten von dem Baume losbinden."

Und ich habe befohlen — schnaubte Julius — daß sie ihm eine Kugel durch den Kopf jagen.

„So kommt es darauf an," erwiederte Dupré sehr gelassen, „wer hier zu befehlen hat. Losgebunden!" herrschte er die Umstehenden an, ohne auf Julius zu achten.

Dieser faßte sich mit krampfhafter Anstrengung, zog den Zügel seines Pferdes gewaltsam an, und rief zum Franzosen hinunter: Ich habe befohlen, ihn zu erschießen, weil er gegen die Kriegsartikel gefrevelt und das Haus hier in Brand stecken wollen.

„Und das Alles habe ich ihm befohlen," sagte Dupré, ohne aus seiner Fassung zu kommen: „und deshalb befehle ich, ich dem hier Niemand gesetzlich zu gebieten hat, ihn auf der Stelle freizulassen."

Du, Du — hast es anbefohlen — schrie Julius, seiner nicht mehr mächtig, und versetzte mit dem Ende des Zügels, indem er sich über das Pferd hinüberbog, dem Widersprechenden einen heftigen Schlag in das Gesicht, wodurch sein Hut zu Boden fiel.

Einen Augenblick blieb Dupré regungslos stehen, auf seinem dunkeln Gesichte wechselten

alle Farben, seine Adlernase schien sich zu erheben, und seine Augen sprühten Feuer. Er ballte beide Hände, blickte starr den Beleidiger an, und mit einem Fluche, der dumpf aus dem Innersten der Brust hervorzudringen schien, stürzte er wie eine Hyäne auf ihren Raub.

„Sacré nom de — Bürschchen, mir das!" hörte man nur, und in demselben Moment hatte er mit seinen nervigen Armen den Reiter umfaßt, und den, auf einen solchen Angriff ganz Unvorbereiteten vom Pferde herab und zu Boden gerissen. Er würde ihn unfehlbar umgebracht haben, wären nicht die Husaren sogleich ihrem Anführer zu Hülfe geeilt und hätten ihn aus den Armen des Wüthenden befreit. Beide Gegner, obgleich jetzt getrennt, schienen nur einen Augenblick zu erwarten, um mit neuer Wuth auf einander loszustürzen. Julius glich einem Rasenden, er zitterte am ganzen Leibe, und der Schaum stand vor seinem Munde. Mehrmals griff er fehl, ehe er den Griff seines Säbels faßte, und wollte jetzt, alle Verhältnisse vergessend, mörderisch auf seinen Gegner los-

springen, als die Seinigen ihm in den Arm fielen, und ihn mit Gewalt zurückhielten. Dupré war einige Schritte zurückgewichen; und wenn auch seine Natur nicht die unbändigen Ausbrüche einer schrankenlosen Wuth wie bei seinem jüngern Gegner zuließ, wenn auch sein Mund nicht schäumte, so war doch der Blick seines Auges furchtbar, und noch entsetzlicher das teuflische Lächeln, welches seine Gesichtsmuskeln verzog. War jener einem Löwen, der auf seinen Gegner losstürzen will, ähnlich, so glich dieser dem gierigen Tieger, der im Begriff ist, auf seine gewisse Beute loszusetzen.

Meine Ehre! schrie Julius, indem er sich aus den Armen, die ihn umschlangen, losringen wollte. Das Wort aber zündete, wie der Funken das Pulver, bei Dupré.

„Meine Ehre!" kreischte er: „gut, daß Du mich daran erinnerst," entriß einem seiner Soldaten das Gewehr, legte an, und schoß auf Julius. Zum Glück hatte die Wuth ihn nicht zielen lassen, die Kugel pfiff durch die Fichtenäste, und jetzt stürzten alle Husaren auf den

Franzosen los. Er zog sich zwar zurück, rief die Seinen auf, betheuerte, daß ihm der Officier der Kavallerie nichts zu gebieten hätte, da er selbst unter der Infanterie, seit Dömitz, als Officier commandire; seine Leute waren aber zu berauscht, um auf seine Befehle ordentlich zu hören oder gehörigen Widerstand leisten zu können. Er wäre von den empörten Husaren auf der Stelle ermordet worden, hätte sich nicht Theodor mit seinem eben anlangenden Commando in's Mittel geworfen. Julius fühlte sich unfähig, zu befehlen und zu handeln. Dupré wurde gebunden, ohne deshalb den grimmigen Trotz gegen seinen Feind zu unterdrücken. Er lachte, als er bei ihm vorübergeführt wurde, dem Officier in's Gesicht, und versicherte, unter den entsetzlichsten Schmähungen, ihn dereinst noch zu treffen und die Schmach in seinem Blute auslöschen zu wollen.

Julius zu einer starrsuchtähnlichen Gelassenheit zurückgekehrt, sagte mit einiger Bitterkeit, als er sich wieder auf sein Pferd schwang, zu Theodor: „Warum hast Du meine Leute

nicht gewähren lassen? Es hätte zum eigenen Besten deines Schützlings gereicht, den die sichere Kugel nach gehaltenem Standrecht nicht verfehlen kann?"

Nachdem er Theodor von der Richtung des Hauptcorps Nachricht gegeben, und ihn angewiesen, den Sträfling auf geradem Wege dorthin zu transportiren, da er selbst noch seitwärts einen Streifzug machen müsse, trennte er sich so kühl vom Freunde als er unbewegt ihn empfangen hatte.

Sechstes Kapitel.

Die Hände auf den Rücken gebunden, marschirte Dupré in Theodors Zuge, der selbst etwas voraustritt, um nicht den traurigen Anblick eines Gefährten, dessen Schicksal der Zufall in seine Hand gegeben, beständig vor Augen zu haben. Als die Mittagshitze ihn indessen nöthigte, an einem freien Platze zu lagern, konnte er es nicht verhindern, daß der Gefangene sich nicht weit von ihm ab niederstreckte, indem die Unsicherheit vor feindlichen Ueberfällen dem Trupp gebot, sich nahe zusammen zu halten. Als einzelne Posten ausgestellt worden, und die anderen Soldaten in einen nahegelegenen Erlenbusch, um Wasser und Holz zu holen, sich zerstreut hatten, traf es sich, daß er allein mit Dupré und der Schildwacht, welche in einiger Entfernung vor den Gewehren stand,

zurückgeblieben war. Der Gefangene wandte sich, so gut es sein Zustand erlaubte, zu ihm um, und fing an zu lachen. Als Theodor darauf nicht achtete, begann er:

„Es war ein alberner Kinderstreich, der mich in diese Lage versetzt hat. Ich verdiente von einem Schulmeister die Züchtigung, weil ich in blinde Wuth gerieth.“

Die Wuth, Dupré — sagte Theodor — möchte ich Ihnen vergeben, da Ihre Ehre angegriffen war, Ihr Frevel gegen die friedlichen Bauern war aber unverzeihlich.

„Aha, Sie wollen der Schulmeister seyn, und zwar der moralische; aber den lasse ich nicht passiren. Ich bin zu alt, um einen andern als mich selbst zu respectiren, und ich tadle mich nur wegen eines Vergehens, das mich wieder zum Schulknaben in der Weltkenntniß machte.“

Theodor bat ihn, da ihr gegenseitiges Verhältniß die Fortsetzung eines zu keinem Resultate führenden Gespräches für Beide nur peinlich mache, zu schweigen. Dupré legte sich auch

einen Augenblick nieder, begann aber sehr bald wieder mit leiser Stimme:

„Wie, glauben Sie, daß Schill meine Uebereilung mich wird büßen lassen?"

Ich sollte meinen — erwiederte Theodor — daß man auf unsere Umstände und den von meinem Freunde Ihnen zugefügten Schimpf Rücksicht nehmen, und Sie gelinder bestrafen wird.

„So glauben Sie. — Ich glaube, daß er mich wird erschießen lassen. Ein Verzweifelter, der keinen Ausweg sieht, als sich in's Meer zu stürzen, zaudert nicht, wer ihm dahin im Wege steht, umzurennen. Die Wuth macht jene Buben blind gegen Gefahr und Gerechtigkeit."

Lästern Sie nicht gegen Ihre Richter, wenn denn doch die Stunde der fürchterlichen Entscheidung herannaht.

Dupré lachte noch einmal wild in sich auf: „Lästern! gegen wen? Gegen die thörigen eitelen Anführer einer Bande, die ein Beispiel gegeben, wie alle Ordnung aufhören kann, wenn Jeder nur einen vermeinten heiligen oder großen Zweck vor Augen hat! Glauben Sie, daß mich

die Namen täuschen? Kraft und Verstand schaffen freilich überall das Gesetz für den Pöbel, wer aber, von Geist und Besonnenheit gleich verlassen, auf die Faust vertrauend, in dummdreistem Dünkel es unternimmt, Reiche über den Haufen zu werfen, verdient die Peitsche, ehe man ihn niederschießt."

Theodor wollte aufspringen, um den Lästerer nicht weiter anzuhören. Dupré bat ihn aber so dringend zu bleiben, daß er noch verweilte.

„Junger Mann! Von solchen Menschen, die sich den Schein des Rechtes beilegen, wie ein Missethäter gerichtet zu werden, das könnte mich schmerzen. Ihre Sache ist eine Verlorene, aber Sie sind auch selbst verloren. Ich weiß es so gewiß, als ich Ihr Gefangener bin, daß ehe noch Englische Schiffe zu Ihrer Rettung herbeieilen, der Feind Sie umzingelt hat, und ein Gericht, das fürchterlicher als der Tod in der Schlacht ist, alle Ueberbliebenen erwartet."

Seinem Schicksal kann Niemand entgehen, äußerte Theodor.

„Aber dem offenen Verderben — um

nichts — in die Arme laufen, gebietet das auch Ihre patriotische Philosophie?"

Zweifelte ich auch an der Gerechtigkeit unserer Sache, vermöchte ich es auch über mich, die Unglücksgefährten zu verlassen, so mag ich doch mein Vaterland nicht länger in seiner Schmach erblicken, ich will untergehen in dem Strudel, aus dem keine Rettung möglich ist.

„Also der gerühmte Enthusiasmus läuft aus in einen feigen Selbstmord? — Sie verbergen es sich länger nicht, welcher schlechten Sache Sie dienten. Gesetzlose, geächtete Aventuriers, ehrgeizige Betrüger, erkauft durch Englisches Gold, spielten mit Ihnen. Wohlan, für sich mag Jeder sich selbst Rechenschaft ablegen; lassen Sie sich ferner betrügen, und täuschen sich mit der Vorstellung, es geschehe um Tugend und Vaterland; wollen Sie aber auch einen Dritten, der nicht mit Ihnen gespielt hat, dem goldnen Kalbe Ihrer Fieberphantasie opfern? Heiliger Verstand, wenn Sie thörig genug sind, in wahnsinniger Selbstaufopferung in die Wolfsgrube zu springen, können Sie es verantwor-

ten, wenn Sie mich, der keine solche Grillen hegt, mit hinabstoßen?"

Theodor blickte nachdenkend vor sich hin, Dupré fuhr fort:

„Mein Leben, wenn Sie mich ausliefern, ist unbedenklich verloren. Sie tragen die Schuld. Ihren Freunden schaden Sie nichts durch meine Freilassung, denn in acht Tagen ist das ganze Spiel ausgespielt. — Sie thun einen Akt der Gerechtigkeit, indem Sie den verzweifelten Thoren eine Blutschuld ersparen, die ihr Gewicht nur erschwert. — Schneiden Sie mit einem Messer verstohlen den Strick auf meinem Rükken entzwei, und das Entkommen soll dann meine Sorge seyn."

Theodor dachte einige Augenblicke nach. Das letzte Argument schien ihm treffend. Was nutzte das eine Opfer der schon verlornen Sache? Es mußte bald gehandelt werden, und, von der Schildwacht unbemerkt, zerschnitt er dem Gefangenen die Handfessel, ohne daß dieser sich deshalb in seiner Stellung rührte. Dann, als seine Leute Wasser herbeigebracht, und er ge=

trunken, legte er sich mit Denen, welchen kein Dienst oblag, zu einer kurzen Ruhe nieder. Aus dem Schlummer erweckte ihn indessen bald ein lautes Geschrei, verkündend, daß der Arrestat entsprungen sey. Als Theodor aufstand, konnte er noch Dupré's Gestalt in weiter Ferne erblicken. Auf seinem, Theodors, Beutepferde, galoppirte er über einen sonnenhellen Fleck, ohne daß an ein Nachsetzen zu denken war, und die Soldaten versicherten fluchend, daß einem Franzosen nie zu trauen sey.

Unruhe und wildes Toben waren im Hauptcorps. Ein Trupp Husaren sprengte den Nachzüglern entgegen, unter denen Schills Gestalt deutlich hervortrat. Als er den Anführer ansichtig wurde, fuhr er ihm schon von weitem heftig mit der Frage entgegen: „Wo ist der Gefangene?"

Theodor berichtete, wie er beim Rückzug durch den Wald Gelegenheit gefunden, seine Bande loszustreifen, und vermittelst des einzigen beim Trupp befindlichen Pferdes entkommen sey. Daß diese Botschaft nicht günstig werde

aufgenommen werden, hatte er vorausgesehen; ganz unerwartet kam ihm aber die Wuth, in welche Schill gerieth. Unter Ausstoßung schwerer Verwünschungen beschuldigte dieser ihn nicht einer strafbaren Nachlässigkeit, sondern des Verrathes, des Einverständnisses mit dem Feinde, und drohte, wenn er ihn nicht augenblicklich niederstieße, ihn dem strengsten Kriegsgerichte zu überliefern. Er mußte den Degen abliefern, und wurde, statt wie er gehofft, mit Ehren, gleich den übrigen Vertheidigern von Dömitz aufgenommen zu werden, als Gefangener durch die gaffenden Haufen der von ihm so lange getrennten Kriegscameraden geführt.

Auf der Wache erfuhr er erst von einem dort wegen Malversation verhafteten Officier den Grund der Wuth, welche sich ihres Anführers bemeistert hatte.

„Durch die Gefangennahme eines Spions geringerer Sorte, aber mit wichtigen Depeschen, ergab es sich, daß unser Heer nicht allein von Spionen wimmelt, und zu diesen die patriotischesten Burschen gehören, sondern daß ein

Hauptagent des Westphälischen Königs mit uns marschirte, mit uns focht, und so gut wie Schill Befehle unter den Soldaten, die seinigen unter der Spionengarde austheilte, correspondirte, ja sogar Einfluß auf unsere eigenen Bewegungen hatte. Tüchtige Peitschenhiebe erpreßten dem Schurken den Namen des feindlichen Directors in unserm Heere. Denken Sie, es war kein Anderer als Dupré, in dem wir einen Ausbund von Kenntniß und Haß gegen Napoleon zu besitzen hofften. Da Sie nun einen solchen Capitalmann veruntreut haben, wird Ihnen das mindestens eben so schwer zu stehen kommen, als das kleine Capital, welches in meiner Rechnung fehlte; eine Lumperei, auf die bei so großen Unternehmungen, wie unsere, zu sehen, eine wahre Schande ist!"

Theodor schwieg, entrüstet über diese Nachricht. Verrath, Auflösung aller Ordnung, und ein Mißtrauen, entsetzlicher als alle jene Uebel, erschienen ihm als die moralischen Krankheiten, welche dem kühn begonnenen Unternehmen die Auflösung drohten. Noch sann er bei sich nach,

ob es gut von ihm gewesen, den Elenden freizulassen, als ein neuer Gefangener tobend hereinstürzte. Er warf den Czackot heftig zu Boden, lachte laut auf, und setzte sich mit Ungestüm im Winkel auf einen Schemel nieder, den Kopf auf den Ellenbogen stützend. Bald erkannte Theodor seinen Freund, und der ältere Gefangene redete ihn an:

„Auch wegen einer Veruntreuung hier eincarcerirt, werthester Herr Bruder?"

Freilich, ich habe ein Menschenleben veruntreut, war die Antwort: Auf dem Streifzug gegen Westen rebellirt ein Kerl unter meinen Leuten, — Westermann war es — Ihr kennt ihn, den Unterofficier?

„Es war ein tüchtiger Bursch," erwiederte der Andere: „Bei Colberg, weiß ich, rettete er einmal Schill selbst aus der Gefangenschaft."

Pah! fiel Julius ein, was machte das aus? — Er rebellirte jetzt, murrte über die weiten Märsche, und äußerte zu den Anderen, so daß ich es hörte, wenn uns ein Unglück träfe, sey es gerechte Strafe für den Ungehorsam. —

Er wäre im Stande gewesen, bei dem Ansehn, das er genoß, ein Paar Rotten aufsässig zu machen, daß sie umgekehrt wären. Da machte ich kurzen Prozeß mit dem Aufwiegler, und ließ ihn am ersten Fichtenbaum aufknüpfen.

„Du?" schrie Theodor vom Sitz emporspringend aus.

Ich habe es gethan, wiederholte Julius: und freue mich, daß ich es that, und werde es wiederholen, und wenn nur noch Drei von uns übrig sind, so drehen zwei den Strick, während der Dritte gegen den Feind Front macht.

„Und der Unglückliche verbrach weiter nichts, als daß er seine Meinung äußerte?"

Die vaterlandsverrätherisch war, fiel Julius ein. — Schill meinte, als ich zurückkehrte, ich hätte unrecht gehandelt, unbesonnen, unpolitisch, oder, — der Himmel weiß — wie er es titulirte. Schill meinte. Beim Allmächtigen droben, ich meine, daß Schill wankt. — Sie murrten, als er mich arretiren ließ. — Er denkt darauf zu entschlüpfen, wenn er nicht auf Aergeres sinnt. — Brüder (er sprang hier

auf) wir sind verrathen, schändlich verrathen, Schill hat sich selbst verlassen — es ist der Gipfel aller Verrätherei. — Warum stürzten wir nicht Alle bei Dömitz auf die Feinde? — Es wird mir immer klarer. Wir sind unser Drei — Alle einig — wir müssen ihn verhaften — noch ehe die Sonne untergeht, und dann — umgekehrt — Sieg oder Tod — das Heer, unzufrieden mit ihm, jauchzt uns Beifall, wenn wir die Standarten umwenden.

„Ist es so weit gekommen, daß man der Seele des Unternehmens nicht mehr traut, daß Schill selbst verdächtig erscheint?" wollte Theodor sagen, als ihm der erstere Mitgefangene durch die Zeichensprache deutlich zu verstehen gab, daß der Wein in Julius die wahnsinnigen Anschuldigungen und Vorschläge vorgebracht habe, und wirklich deuteten seine Gebärden, die glühenden Wangen, die rollenden Augen und die fieberhafte Sprache auf einen solchen Zustand. Die Vermuthung bestärkte sich, als der Erhitzte sich bald darauf niederwarf und fest einschlief. Zur selben Zeit sah

er vor dem Wachtfenster ein anderes Schauspiel. Der Anführer ließ seine Fußjäger vor sich exerciren; nicht die Recruten, sondern eingeübte Soldaten; nicht in Uebungen, wie sie zum unmittelbaren Gefecht nöthig sind, sondern in Parademärschen und künstlichen Stellungen. Während Adjutanten und Boten in der Nähe ängstlich mit Schreiben seiner wartend standen, ereiferte er sich über eine nicht blank genug geputzte Patrontasche, und gab erfahrenen Soldaten Anweisung, ihr Riemzeug schwarz zu halten.

Viele umher schüttelten bedenklich den Kopf, Theodor aber verließ seufzend das Fenster mit den Worten: „Es ist aus!" und legte sich zu einem unruhigen Schlummer nieder.

Der nächste Morgen, wo das Corps in Eile weiter aufbrach, befreite sämmtliche Gefangene aus ihrer Haft, und die heranstürmenden Ereignisse der folgenden Tage erlaubten es nicht weiter, über ihre Vergehen Gericht zu halten.

Siebentes Kapitel.

Die hohen Thürme des eben genommenen Stralsund ragten aus dem Pulverdampf in einiger Entfernung hervor, während Theodor die leichte bei einem Scharmützel gegen Mecklenburgische Truppen empfangene Wunde am Rande eines mit Weiden umwachsenen Fließes auswusch. Die Frucht des siegreichen Gefechtes für die Abenteurer war der erzwungene Uebergang über den Fluß, und noch lagen einige Todte unbeerdigt auf den Feldern und am Ufer umher. Plötzlich aber zog Theodor seine Hand aus dem Wasser und sprang schaudernd zurück, als ein Leichnam, vom Strom auf ihn zu getrieben, an den in's Wasser hineingehenden Wurzeln einer Weide haften blieb. Der Uniform nach gehörte der Körper einem Mecklenburgischen Officier an, und Gestalt und Gesicht verriethen das Jugendalter.

Theodor

Theodor konnte bei diesem Anblick eine Thräne nicht zurückdrängen.

„Auch eine Frucht unseres Sieges! — Jugend, Schönheit, vielleicht der letzte Sproß einer edlen Familie, ein Deutscher, so ganz umsonst geopfert! Es war die letzte Anstrengung unserer Kräfte, und ich wünschte, mit dir guter Freund, nach einem ehrenvollen Tode, in den kühlen Wogen zu ruhen. Es war umsonst, unsere Anstrengung sollte Hindernisse finden, daß sie nicht einmal etwas Großes bereitet hat."

Er war im ernsten Nachdenken begriffen, ob nicht der Zeitpunkt gekommen sey, wo ein Selbstmord, als Verkürzung des bestimmt herannahenden Endes, weder als Feigheit noch als Verbrechen ausgelegt werden könne. Schon zupfte er an der Armbinde, obgleich die Verblutung aus seiner empfangenen Wunde nur langsam und mit großen Schmerzen würde erfolgt seyn, als Pferdegetrappel in der ganz einsam gewordenen Gegend seine Aufmerksamkeit weckte. Vom jenseitigen Ufer sprengte ein Reiter auf den Fluß zu. Mit Verwunderung

entdeckte er in ihm einen Schillschen Husaren, welche doch sämmtlich, seiner Berechnung nach, schon in der Stadt seyn mußten. Da er mit entblößtem Haupte ritt, erkannte er sehr bald seinen Freund Julius, der, gleich wie von Feinden gejagt, ohne am Ufer nach einer günstigen Stelle sich umzusehen, gerade wo er im vollen Laufe an den Rand kam, seinen Hengst hineinspornte, und mit Verachtung eigener Todesgefahr und der seines Pferdes, nach dem andern Ufer hindurchschwamm. Sein wildes Ansehn verrieth, daß er aus einem Gefecht komme, denn außer dem fehlenden Czackot war sein Collet zerhauen, Stirn, Wangen und Hände waren mit Blut beschmiert, und in der Rechten hielt er krampfhaft den gezogenen Säbel.

Als sein Thier glücklich, jedoch nach einiger Anstrengung, den nicht ganz flachen Uferrand erstiegen hatte, und der Reiter seines Freundes ansichtig wurde, stieg er ab, drückte ihm fieberhaft fest die Hand, und warf sich dann wie gänzlich erschöpft auf den Boden, das glühende Gesicht im feuchten Sande ver-

bergend, nieder. „Es ist aus!“ schrie er nach einer Weile, sich ungestüm aufraffend, und mit wahnsinnigen Blicken starr umherschauend; lachte dann wild, und warf sich wieder auf den Boden zurück.

Daß es aus seyn wird, erwiederte Theodor ruhig: wer könnte daran zweifeln. Das Netz ist enger und enger um den Löwen gezogen, und es kommt nur darauf an, ein ehrenvolles Ende zu suchen.

„Ehrenvoll, was kümmert mich die Ehre?“ — rief Julius einfallend: „Der Zunder, der kein Feuer faßt, die Flamme, die erlischt, wenn sie brennen soll, die Wetterfahne, die nach jedem Winde weht? — Es ist aus, ganz aus. Es giebt kein Vaterland mehr, keinen Gott, keine Ahnen“ — hier sprang er wüthend empor, und rannte einige Schritte umher. „Ich wünschte, ich wäre ein Betteljunge, ohne Ahnen, ohne Namen geboren, barfuß — das Geschlecht regiert die Welt — ich wollte stehlen, speculiren, morden; denn alles was wir uns vorgeschwatzt von Deutschem Sinne, Deutschem

Adel, den Thaten der Vorwelt, waren Träumereien, — es sollte Alles untergehen was heilig war, damit wir zu Verstand kämen, und uns, uns allein vertrauten, jeder sich selbst, in dem großen egoistischen Betrügerspiel, das sie Leben nennen, in dem großen Spiele, wo wir die allergrößten Betrüger waren, weil wir vermeinten, für etwas anderes, als für uns selbst zu handeln."

Freund, sagte Theodor besänftigend: wenn es auch wirklich so schlimm aussieht, ist es doch unsere Pflicht uns zu sammeln, um wie Männer, wie Deutsche zu fallen. Ich denke an den stolzesten und schönsten Spruch des ganzen Lucan: Victrix causa Diis placuit, sed victa Catoni.

„Cato war ein Narr. — Warum that er es? Aus Lebensüberdruß. Was hat er davon? Daß die Jungen in Secunda, wenn sie den Hexameter scandiren, seines Namens sich erinnern. Unsere Namen werden sie als die von Räubern, Aufwieglern und Marodeuren am Galgen lesen, und die vernünftigen Eltern wer-

den es den Kindern einbläuen: Seht, so geht es, wer der Obrigkeit ungehorsam ist, und das Gebot nicht achtet: Du sollst nicht tödten! — Auf die Nachwelt baue Niemand, wenn es mit seinem Vaterlande aus ist."

Du sprichst, als wäre schon in diesem Momente Alles aus. Noch steht Schill dort in der alten Stadt, die Wallenstein nicht bezwingen konnte. Es könnte noch einen großen, schönen Kampf geben.

„Für mich nicht mehr," sagte Julius: „ich habe meinen letzten Kampf gekämpft, und bin an Leib und Seele überwunden."

Warst Du nicht hier, als wir gegen die Mecklenburgischen Husaren den Uebergang erzwangen?

„Oben, den Fluß weiter hinauf, und sie haben meinen Säbel gefühlt, Theodor. Ich schonte Niemand, Niemand — und wäre es mein leiblicher Bruder gewesen, der vor mir gestanden, ich hätte ihn nicht geschont. Warum stand er drüben und nicht hier; ich letzte mich am Blut." —

Doch woher kommst Du erst jetzt, allein, blutend von jener entgegengesetzten Richtung?

„Willst Du es denn durchaus herauspressen? Meinethalben, vielleicht vergehe ich, wenn ich mir die Schmach noch einmal hererzähle. — Ich hörte, daß Westphälinger heranmarschirten, uns im Rücken anzugreifen. Langes Besinnen und Ordreeinholen hätte dem Anschlag den Tod gebracht. Es sind Deutsche, vielleicht alte Preußen, denke ich, rufe sechs Husaren, die mir zunächst stehen, zusammen, mache mit ihnen kehrt, und treffe bald auf das Bataillon, das im Schnellmarsche herbeizieht. In die Menge tauchte schnell, als er uns ansichtig wurde, ein gallonirter Franzose zurück, und vermuthlich auf seinen Wink werden die Hunderte gegen meine Sechs in Schlachtordnung aufgestellt. Ich habe ein scharfes Auge; ich erkenne Dupré's Nase; denke Dir meine Höllenlust, den Schuft lebendig zu fangen. Der hübsche Junge, mein Cornet, kaum sechzehn Jahr alt, reitet ihnen auf mein Geheiß, den Säbel in der Scheide, das weiße Tuch in der Hand hochschwingend, ent-

gegen, und der Junge redete zu ihnen wie ein Gott, daß es nur zwei Wege gäbe, den der Schufte und den der Ehrenmänner, daß sie übergehen sollten, ihren Anführer gefangen nehmen und was weiß ich weiter. Denke Dir, Alle blieben mäuschen still, und Dupré lacht und winkt einem Officier. Flaming dreht sich um, was ich befehlen werde. Da fallen drei Flintenschüsse, und der schönste Junge sinkt todt vom Pferde. Ich hielt mich nicht mehr, sprengte in die Hunde und sättigte die blinde Mordlust. Die braven Fünf verließen ihren Hauptmann nicht. Was neben mir geschah, weiß ich nicht. Ich stürzte auf den Höllenbuben. Er hielt Stand, aber — denke Dir — ich konnte ihn nicht überwältigen, denn unsere Brüder, Deutsche, Preußen, kommen ihm zu Hülfe. Ich schlug mich seitwärts durch, aber ihn habe ich nicht erschlagen. Von meinen Braven sah ich keinen wieder, und ich bin ohne Ehre, ohne Leute, ohne Rache, — besiegt entflohen."

Gewissermaßen thaten sie ihre Pflicht, bemerkte Theodor.

„Nein" — schrie Julius heftig auf, indem er die Hand auf des Freundes Schulter legte, und ihm so wild in's Gesicht sah, als wolle er mit Gewalt aus dessen Augen die Bekräftigung seiner Meinung herauslesen. „Nein! Es giebt nur eine einzige Pflicht für einen Deutschen: die Franzosen zu hassen, und wer ihr nicht genügt, der ist von selbst vogelfrei, der Vater muß den Sohn nicht schonen, die Mutter dem Kinde das Herz ausreißen, die Gattin den Mann im Schlaf erwürgen."

Er packte Theodors Brust so fest, und seine Augen rollten so wüthend, daß dieser, einen weitern Anfall des Wahnsinns fürchtend, sich unter irgend einem Vorwande loszumachen suchte. Er schützte vor, die Leiche aus dem Wasser ziehen zu wollen. Julius ließ es geschehen; als aber Theodor, wirklich damit beschäftigt, den verbluteten Körper halb aufhob, so daß man das bleiche Gesicht des Todten sehen konnte, kreischte Jener wild auf, sprang herzu, und zog den Freund mit einem gebiete-

rischen „Halt!" zurück, so daß der Leichnam wieder in's Wasser sank.

„Halt!" — wiederholte er mit fieberhafter Stimme: „an den hast Du kein Recht. Es ist mein Schwager; der Bruder meiner Ottilie, meiner, — als sie noch mein war!"

Theodor erinnerte sich, daß Julius Braut aus einem Mecklenburgischen Geschlechte sey, und ahnete den schrecklichen Zusammenhang.

Traurig! — rief er aus: Es sind die Folgen des Bürgerkrieges. Du darfst der Hand nicht zürnen, die unschuldig, unbewußt die schönen Bande vielleicht zerrissen hat.

Aber Julius riß seine Hand los und rief: „Unschuldig, unbewußt! Weißt Du, wer es gethan? — Ich — ich — schuldig, bewußt. Er stritt gegen sein Vaterland — mitten im Fluß begegneten wir uns Beide — mit einem Hiebe habe ich ihn niedergehauen, daß er hinunter sank; o es ging blutig zu!"

Theodor begriff jetzt Julius dunkle Reden, und die übernatürliche Wuth, welche sich des Unglücklichen bemeistert hatte. Trostgründe gab

es nicht; der Besinnungslose würde auch nicht auf sie geachtet haben. Schweigend wandte er sich ab, und wollte den Todten noch einmal in's Trockene ziehen, doch Julius drängte ihn abermals zurück, und stieß die Leiche mit seinem Fuße weiter in die Strömung, indem er sprach:

„Laß ihn, was soll er im Boden ruhen, wo sie auch mit den Todten Krieg führen? — Glückliche Reise in's Meer! Ich komme nach, trauter Schwager. Vom Schiffe herab, wenn ich die letzte Küste des Vaterlandes verschwinden sehe, könnte ich einen Arionssprung zu Dir thun."

Auch diese letzte Hoffnung, entgegnete Theodor: ist uns abgeschnitten. Wir haben keine Schiffe zu besteigen, denn der Englische Admiral ist aus diesen Gewässern verschwunden, und keiner von Schills Boten hat ihn erreicht."

Julius Auge strahlte bei den Worten von einem Feuer, das weit von jener wahnsinnigen Gluth entfernt war, welche zuvor seine Erscheinung mehr als unheimlich gemacht hatte. „Wirklich, wahrhaftig?" preßte er aus den Lippen heraus: „Wir fliehen nicht?"

Wir können nicht fliehen, fiel Theodor ein: Dort verschanzt sich Schill zum letzten, — fürchterlichen, — entscheidenden Kampfe. Der Feind rückt von allen Seiten heran, und in wenigen Tagen muß das gräßliche Blutbad beginnen, wenn Deutschlands letzte Schaar aus Männern besteht.

Julius riß plötzlich den Säbel aus der Scheide, und hielt ihn empor, indem er starr in die Wolken blickte. Seine Worte zeugten von einer Exaltation, die nur aus einem zerstörten Gemüthe kommen konnte. — „Es wird noch hell, einmal noch hell am Himmel! Deutschland soll noch nicht untergehen. — War es vielleicht, daß Du uns versuchtest, so war die Versuchung hart. Aber soll ich glauben, daß kein Ungefähr den despotischen Scepter schwingt, soll ich glauben, daß eine Vergeltung über den Wolken thront, soll ich glauben, daß Deine Gerichte nicht ausbleiben, die Frevler zu vernichten, so höre jetzt mit der Versuchung auf, denn, bei diesem Schwerte, Deutschlands letzte Männer stehen zum letzten Entscheidungskampfe ge=

rüstet. Ich glaube, daß Deine Allmacht unser geringes Häuflein die blutgierigen Heerschaaren kann überwinden lassen; aber wenn auch diese fruchtlos hingeopfert werden, dann ist Deutschland todt, und in allen Gauen des Vaterlandes kann Dein Ruf keine Männer zur Rache erwecken. Kinder mögen dann glauben an die Vergeltung, an Tugend und Vaterland, ich glaube an den blinden Zufall."

Er steckte den Degen mit Gewalt in die Scheide, sah noch einmal dem fortschwimmenden Leichname nach, und schwang sich dann auf sein Pferd. Theodor, tief erschüttert von dem Schwure, der fürchterlichsten Herausfoderung, folgte dem unglücklichen Freunde nach der Stadt.

Achtes Kapitel.

Die alten Wälle Stralsunds waren in kurzer Zeit wieder aufgewachsen. Was seinem Gebote zugänglich, wurde von Schill zur Vertheidigung der Stadt gezwungen. Nur wenige Tage hätte es noch erfodert, um die alte Festung wieder so zu verschanzen, daß sie, bei muthiger Vertheidigung, nur einer langwierigen Belagerung erlegen wäre. Das Ende sollte aber schneller herbeikommen.

Der Donner der Kanonen von allen Wällen der Stadt verkündete am 31sten Mai den Sturm der Feinde. Das Klein-Gewehrfeuer tönte näher und näher, und die ganze Gewalt des feindlichen Heerhaufens schien sich auf die eine Seite werfen zu wollen, wo aber Schills Kerntruppen und die starken Schanzen die Hoffnung der Stürmenden vereitelten. Aber immer mehr und mehr Punkte wurden dem Angriff

ausgesetzt, und die Husaren, die größte Stärke des Corps, mußten unthätig auf dem Markte halten. Der unglückliche Mann, welcher das riesenhafte Unternehmen begonnen, ohne ihm gewachsen zu seyn, sprengte von einem Theile der Stadt nach dem andern, um überall persönlich zu helfen; er versäumte aber deshalb, mit dem ruhigen Blick des Feldherrn alle Punkte zu übersehen. „Muth, Muth! Es sind nur Holländer draußen, und vor denen wird doch ein Preuße nicht zagen?" rief er aus, als er bei der Hauptwache am Markte vorbeiritt; aber Theodor, der hier befehligte, las in dem blassen Gesichte des geliebten Anführers und in dem schwankenden Sitze des geübten Reiters auf seinem Pferde, daß ihm selbst, wenn auch nicht der Muth, doch die Hoffnung ausgehe.

Das Krachen des Geschützes und das Pelotonfeuer wurde immer stärker, und wildes Kriegsgeschrei schien beides übertäuben zu wollen. Schon fielen einzelne Musketenkugeln über die Wälle auf das Steinpflaster des Marktes, und Theodor verwünschte seinen Posten,

der ihm verbot, in dieser Stunde der Entscheidung zu fechten. Auch die ihm gegenüber aufmarschirten Husaren drückten ihre Ungeduld auf mannichfaltige Weise aus. Plötzlich tönte das wildeste Schlachtgeschrei von einer Seite her, wo bis dahin Alles ruhig geblieben war. Das nur zubald bestätigte Gerücht, daß die Holländer bisher nur Scheinangriffe gemacht, jetzt aber mit ihrer ganzen Kraft gegen das noch wenig verschanzte Knieperthor andrängten, lief umher, und Schill kam wieder auf den Markt mit Blitzesschnelle zurückgesprengt. Sein Czackot hatte sich auf den Hinterkopf zurückgeschoben, sein Gesicht glühte. Theodor schickte einen Jäger an ihn mit der dringenden Anfrage, wohin er sich mit der Wache wenden solle? Der Unglückliche aber hörte ihn nicht, und rannte fast einen Flüchtling vor seinen Augen um. Das Schlachtgeschrei der Holländer war näher und näher gekommen, und hatte sich mit dem Todesgeheul der Verwundeten vermischt. Die Glokken läuteten, das Klein-Gewehrfeuer knallte, nur noch zuweilen vom Kanonendonner unter-

brochen, die Kugeln pfiffen von mehreren Seiten, und das Kreischen der Weiber tönte aus den verschlossenen Kellern und oben von den Böden der alterthümlichen Häuser herab.

Schill hielt vor der Front seiner Husaren. Er gab Befehle, aber man verstand sie nicht. Er sprach von Schwefel und Pech, vom Rathhaus und Magistrat. Einige legten es aus, er wolle die Stadt anzünden, Andere, und wol richtiger, es gelte nur eine Brücke abzubrennen. Alles aber war zu spät. Die Verschanzungen am Knieperthor waren erstiegen, und die eindringenden Feinde fanden nur in den engen Gassen von den sich in die Häuser werfenden Soldaten Widerstand. Schill befahl noch immer nichts. Da stürzten mehrere Rotten der Husaren, und ihnen voran Julius, aus der Reihe, und sprengten ohne Befehl in die Straßen, woher das Gemetzel scholl. Auch Theodor glaubte jetzt handeln zu müssen, statt mit seinen unter dem Gewehr stehenden rüstigen zwölf Jägern ein müßiger Zuschauer zu bleiben. Er wollte durch andere Seitengassen sich nach jenem

Thore durchschlagen, um wo möglich die dort noch immer Widerstand leistenden Freiwilligen zu unterstützen. Schon im Begriff um die Ecke zu biegen, hörte er fremde Trompeten schmettern; er sah einzelne Husaren aus der Gasse des Gemetzels zurückfliehen, unter ihnen seinen Freund, zugleich aber hieß es, die Engländer seyen gelandet und marschirten auf dem Marktplatze auf. Wirklich sprengten einige roth montirte Reiter aus dem engen Gäschen hervor. Hoch schlug das Herz des jungen Mannes von freudiger Erwartung, aber schon der nächste Moment sollte die Hoffnung wieder tödten. Die rothen Reiter hieben einen verwundeten Preußen nieder, — es waren Dänen, welche im Verein mit den Holländern das Knieperthor erstürmt hatten.

Mehr und mehr drängten sich hervor. Schon zeigten sich hohe feindliche Officiere am Ausgange des Gäßchens, und der Tag schien entschieden, als Schill allein seinem Pferde die Sporen gebend, auf das Gäßchen zusprengte. Achtlos auf die schon empfangene Schußwunde,

trieb er sein Roß mitten in den feindlichen Haufen hinein. Blind hieb er mit dem Säbel um sich, und die vordersten Reiter wichen betroffen vor dem Verzweifelnden, welcher den ehrenvollen Tod suchte. So kam er bis zu dem Orte, wo die Generalität stand, und stürzte sich auf einen vornehmen Officier. Vom Säbel in die Brust getroffen, sank der General Carteret todt vom Pferde, und Schill rief ihm zu: „Bestelle drüben für mich Quartier!"

Weiter konnte er in dem von Soldaten dicht angefüllten Gäßchen nicht vordringen, er wandte sich daher um und sprengte über den Markt, auf dem das Gemetzel überhand genommen hatte, in die andere Seitengasse, durch welche Theodor sich eben mit den Seinigen gegen eine Compagnie Holländischer Jäger durchgeschlagen hatte. Als dieser eben in eine andere Quergasse einbiegen wollte, sah er weit hinter sich seinen Feldherrn allein, verwundet und auf dem nicht mehr von ihm gelenkten Pferde hin und her taumelnd in die eben verlassene Seitengasse reiten. Kaum aber war er

wenige Schritte vorgedrungen, als der Schuß eines versteckten Jägers ihn traf. Er sank vom Pferde an einem Brunnen nieder, und von allen Seiten sprangen die versteckten Feinde herbei, ihn vollends zu tödten. Theodor, übermannt von Unwillen und Schmerz, daß der kühne Heldengeist, der es unternommen, eine Weltherrschaft allein zu stürzen, so von Allen verlassen fast meuchelmörderisch umkommen solle, wollte zurück, um, wenn er auch nicht vermöchte ihn zu retten, doch, seinen Leichnam vertheidigend, zu sterben. Seine eigenen Leute hinderten ihn aber an der Ausführung dieses Vorsatzes, der ihnen Allen, ohne weiter zu nützen, bei dem Herandringen der Feinde auf der andern Seite unmittelbaren Untergang gebracht hätte. Sie zogen ihn daher halb mit Gewalt auf verschiedenen Nebengassen fort, bis sie vermittelst eines Durchweges glücklich an das Knieperthor kamen, wo noch immer, trotz dem, daß die Feinde hier eingedrungen waren, das Gemetzel wüthete.

Ein hoher Thurm an der Seite des Thores

war von den alten Verschanzungen der Stadt übrig geblieben. Aus dem Pulverdampf, welcher Freunde und Feinde umhüllte, ragte das Monument der Vorzeit hervor. Theodor faßte einen Entschluß, und führte ihn im nämlichen Momente aus; er stürzte sich mit seinen Jägern durch die Fechtenden hindurch und besetzte den Thurm, in dessen unterm Raume nur einige sterbende Preußen lagen. Schnell wurde das kleine Thor mit Balken und Steinen verrammelt, er vertheilte seine Leute an den unteren Schießscharten, und sprach zu ihnen: „Kinder, an Rettung ist nicht zu denken, Pardon erhält Keiner, die Galeeren oder die Kugel vor den Kopf erwartet uns, wenn wir lebendig gefangen werden. Es gilt nur, wie wir unser Leben am theuersten verkaufen. Betet, wenn Ihr könnt, und dann ziele Jeder gut und schieße nicht eher, bis er einen Feind, der es werth ist, auf's Korn genommen hat. Sterben müssen wir Alle, aber je mehr Feinde des Vaterlandes wir mitnehmen, um so leichter wird der Abschied seyn."

Alle jauchzten ihm Beifall, gelobten sich nicht zu ergeben, und bis auf den letzten Mann Franzosenblut zu vergießen. Theodor kletterte, nachdem er die Schießscharten, so weit die Treppe des Thurmes ging, besetzt hatte, über die morsche und hie und da zerbrochene Leiter bis auf die Zinne des Thurmes. Von hier übersah er das Blutbad weithin. Von allen Seiten waren Holländer und Dänen eingedrungen, in allen Straßen tummelten sich die rothen Husaren, die Anhänger Schills verkauften aber theuer ihr Leben, indem sie aus Fenstern und von den Böden herabschossen und warfen. Wenige ergaben sich. Indessen zeigte sich von der andern Seite noch ein unermeßliches Heer der Feinde, welche nach und nach durch das Thor in die Stadt einströmten. Schon war der Thurm von allen anderen Schillschen Häuflein völlig abgeschnitten, die Besatzung aber wirkte mehr als nachtheilig auf die Stürmenden, da diese sämmtlich in einem geringen Raume bei demselben vorüber mußten. Jeder Schuß traf, und jeder Schießende zielte nur auf einen Officier. Mit

starrer Mordlust sah Theodor dem Schauspiele zu und theilte seine Befehle ruhig aus, ohne zu wissen, wohin dieses Morden führen solle.

Während er über die Mauerbrüstung gelehnt auf die dicht an einander gedrängten Federbüsche und Bajonetspitzen herabsah, bemerkte er eine plötzliche Stockung, und darauf eine rückgängige Bewegung. „Was soll dies bedeuten?" rief eine ihm wohlbekannte Stimme, und er sah mitten im Gedränge einen Reiter, dessen Gesicht nur das Dupré's seyn konnte. Eine ungeheure Wuth ergriff ihn. Seinen Leuten befehlen, daß sie auf ihn zielten, würde den günstigen Moment vielleicht haben verloren gehen lassen. Er brach deshalb einen losen Stein von dem Thurme ab, und schleuderte ihn auf den Verhaßten. Nur das Pferd Dupré's bäumte sich getroffen zurück, und der Blick des wider Willen aufgerichteten Reiters traf den Werfenden, wie er noch in aufgerichteter Stellung an der Mauerbrüstung stand. Theodor glaubte ein höhnisches Lächeln in dem Gesichte des Bösewichts zu lesen, ein anderer

Vorfall zog jedoch seine Aufmerksamkeit von diesem Gegenstande ab.

Das Gemetzel erneute sich in der Stadt. Säbel klangen, und die Einziehenden wurden plötzlich zurückgedrängt. Eine nicht unbedeutende Abtheilung der Schillschen Husaren stürzte durch mehrere Gassen auf das Thor zu, und hieb nieder was ihr in den Weg kam. Es gelang ihnen, die Feindesmasse auf einen Augenblick zu werfen, und mit dem Muthe der Verzweiflung schlugen sich die Meisten mitten durch die Sieger in's Freie. Theodor erkannte unter ihnen seinen Freund, er sah noch, wie er auf Dupré im Vorbeireiten einen kräftigen Hieb führte, laut rief er zu ihm hinunter: „Victoria, jenseits das Wiedersehn!" sank aber dann selbst, von einer Flintenkugel im Arme getroffen, zurück.

Auf die Entscheidung des blutigen Tages hatte das glücklich beendete Zwischenspiel keinen Einfluß. Noch während des Kampfes in der Stadt wurde die Pforte des Thurmes, welcher so vielen Feinden verderblich gewesen, erbrochen.

Die Jäger vertheidigten sich, obgleich alle Patronen verschossen waren, noch mit den Büchsenkolben und Hirschfängern Schritt für Schritt auf der steinernen Treppe, und Ströme Blutes flossen in dem Gemetzel. Immer weiter hinaufgetrieben, wollten sie auch die Leiter nach dem obern Thurme ersteigen, sie brach aber unter ihnen ein, und alle zwölf kamen nach einer verzweiflungsvollen Gegenwehr um. Theodor hörte in halb bewußtlosem Zustande das Gemetzel unter sich. Er konnte aber weder den Seinigen helfen noch sich selbst, und erwartete in physischer Apathie sein endliches Schicksal. Die Würger verließen jedoch, in der Meinung, Alles was im Thurme geathmet, getödtet zu haben, gern eine mit Leichen angefüllte Behausung, welche auch in anderm Zustande nichts Lockendes darbot.

Noch war dem Verwundeten ein Schauspiel, für ihn schrecklicherer Art, als die eben erlebten, aufgespart. Ein Schwedischer Officier, der sich erst vor kurzem dem Freicorps angeschlossen, und das Kniepertthor muthig vertheidigt

hatte,

hatte, war beim Sturme, verlassen von der gezwungenen Rügenschen Landwehr, lebend gefangen worden. Ein schnell festgesetztes Kriegsgericht hatte ihn zum Tode verurtheilt, und er sank, an derselben Stelle, wo er tapfer gestritten, von mehreren Musketenkugeln durchbohrt, leblos zu Boden. Alles dies sah der Verlassene von seiner Höhe herab, er hätte gewünscht, an der Stelle des Braven gestanden zu haben, er wollte hinunterrufen, daß man ihn herabholen und ihm ein gleiches Loos bereiten solle; die Kräfte zu einem ernsten Entschlusse fehlten ihm aber eben sowol, als die, um rufend in dem Getöse umher verstanden zu werden.

Zu der Erschöpfung gesellte sich Durst und Hunger, und, was die körperlichen Leiden hundertfältig überbot, die trostlose Aussicht auf die Zukunft. Bald ward er darüber mit sich einig, jeden Gedanken an Flucht aufzugeben, und mit seinem Vaterlande zu sterben. Die Höhe des Thurmes war so bedeutend, daß ein Sprung über die Zinnen ihm den gewissen Tod bringen mußte. Er wollte nur einen Augenblick aus-

ruhen, um sich zu einem Schritte zu sammeln, der, wenn er ihm auch nur ein werthloses Daseyn raubte, ihn doch auf immer von der irdischen Hoffnung, vielleicht auch von der auf ein jenseits trennte. Seine Feldflasche bot ihm noch einige Tropfen, die er gierig aussog, und sich darauf, den verwundeten Arm mit dem Taschentuche umwindend, zur Ruhe, so gut es auf der Platte des Thurmes anging, niederlegte.

Neuntes Kapitel.

Die Stadt war, als die Nacht einbrach, völlig beruhigt; von den Vertheidigern lagen die meisten verstümmelt in den Gassen oder Häusern, wenige waren entkommen, wenige gefangen. Patrouillen ritten durch die öden Straßen, und die Reiter konnten ihre Pferde oft nur mit Anstrengung über die Leichname, welche die engen Wege versperrten, fortbringen. Von den scheuen Bürgern zeigte sich Niemand außerhalb der Häuser, und auch von den feindlichen Soldaten vermied es jeder, den nicht die Pflicht hinaustrieb, über die blutige Wahlstatt zu gehen. Dennoch eilte ein einzelner Mann, etwas vor Mitternacht, im Mantel verhüllt, und den Hut tief in's Gesicht gedrückt, vom Commandanturgebäude aus in der Richtung nach dem Knieperthore. Er vermied die Plätze und breiteren Straßen, und ging eilenden

Schrittes an der Schattenseite der Häuser, ohne, wie selbst viele rauhere Kriegsmänner, vor den Leichen auszubeugen. Sein Fuß war vielmehr so fest, daß er über die Todten hinwegtrat, als wäre es irgend eine gewöhnliche Erderhöhung, die den ebenen Pfad unterbräche. Als er jedoch nicht umhin konnte, über einen freiern vom Monde beschienenen Platz zu schreiten, um in eine enge Gasse zu gelangen, wurde eine reitende Patrouille seiner ansichtig. Sie riefen ihm zu, stehen zu bleiben, da er aber auf diesen Ruf nicht achtete, sondern mit unverkennbarer Eil in die Gasse einbog, sprengten die Reiter ihm nach, und ereilten ihn da, wo es für ihn nicht möglich war sich zu verbergen. Der Vorderste faßte ihn am Kragen, in der Meinung, einen der flüchtigen Abenteurer, welche dem Blutbade entronnen, zu fangen; allein der Eingeholte riß sich stolz aus den Händen der Reiter los, zeigte sein militairisches Kleid unter dem Mantel, eine Karte aus seiner Brieftasche, und sagte dem Unterofficier einige Worte in's Ohr, worauf dieser ihn augenblicklich freiließ,

und ihm die einem Officier zukommenden Ehrenbezeugungen erwies. Der Wanderer eilte hierauf in der vorigen Richtung weiter.

Theodors Schlummer konnte seinem Geiste keine Ruhe bringen. Das Gemetzel erneuerte sich immer und immer wieder vor seinen Augen. Er sah Schill von feigen Verräthern niedergehauen, er stand nur wenige Schritte von ihm, und wollte ihm zu Hülfe eilen, aber er war mit den Füßen angewachsen, und mußte das Entsetzlichste vor seinen Augen ruhig geschehen lassen. Mehrere Male war er im Begriff, vom Thurme hinunter zu springen, aber von unten grinsete ihm die Hölle entgegen, wie er sich diese nur in den krassesten Vorstellungen der Kinderjahre gedacht hatte. Aus den brennenden Höllenpfühlen kam ein entsetzliches Gesicht mit immer veränderter Gestalt unaufhörlich zum Vorschein. Bald war es Dupré, bald Julius. Beider Züge schienen in eins verschmolzen. Er hatte sich oft schon so weit über die Zinnen vorgebeugt, daß er glaubte fallen zu müssen, dann krallte er sich mit aller physischen Anstren=

gung wieder fest, und erwachte dabei auf Momente, um zu sehen, wie er mit beiden Händen die Steine, auf denen er lag, so fest angefaßt hatte, als sey er wirklich im Hinunterfallen begriffen gewesen. Bald schlummerte er jedoch, zurückgeschreckt von dem mit zerrissenen Wolken unfreundlich bedeckten Himmel über ihm, wieder fest ein, um neue Gestalten zu erblicken.

Es war eine entsetzliche Finsterniß über die ganze Erde ausgebreitet; Ungeheuer, wie sie nur Dichterphantasie im Chaos sich mahlte, grinseten überall; die Menschen lagen wie vom Alp gedrückt danieder, Geist und Körper schien erschlafft, als hätten ungeheure Blutigel, die sich umherwälzten, jede Kraft ihnen ausgesogen. Unter den in Todesschlaf Versunkenen erblickte er sich selbst. Auf einem gothischen Kirchhof lag er todtenbleich an einem offenen Grabe. Der Leichenstein lag daneben. Es schien, als habe man bei der Menge der Gestorbenen nur vergessen ihn in das Grab hineinzustoßen. Aber plötzlich wurde es im Hintergrunde heller und heller. Ein Licht von wunderbarer Klarheit

ging auf, und bald stand die hohe gothische Kirche mit den vielen kühnen Strebepfeilern und dem Kreuz auf der Spitze völlig verklärt von dem hinter ihr höher und höher aufsteigengen Glanze. Die matten Gesichter der Schlummernden belebten sich, sobald der Strahl auf sie fiel. Die Todten regten sich allmählig, sie warfen die halbaufgerichteten Leichensteine unwillig fort, und das Gewürm, das sich dahinter bisher verborgen, floh lichtscheu davon. Er sah, wie sich auch s e i n Abbild regte, wie es, beschienen vom wunderbaren Strahle, sich danach aufzurichten versuchte, aber eine schattige Gestalt trat hinter ihn, und zog ihn mit Gewalt zurück, indem sie, gleich einem bösen Dämon, ihre finstere Hand auf seine Schulter legte. In dem Augenblick glaubte er es selbst zu seyn, der auf dem Kirchhof schlummere, er fühlte den Druck auf seine Schulter, wollte sich, ärgerlich darüber, losreißen, und erwachte.

Der Druck auf seine Schulter war nicht bloßer Traum. Neben ihm auf der Spitze des Thurmes stand ein großer Mann, und während

ein schwacher Mondenstrahl auf sein Gesicht fiel, erkannte er Dupré. Noch glaubte er zu träumen, seine Lage war zu wunderbar. „Fort, fort! höllischer Geist!" war Alles, was er hervorzubringen vermochte. Nach einigen Momenten ruhiger Sammlung, und als sein Auge auf die nur halbbeleuchteten Schreckensscenen unter ihm umhergeblickt hatte, wurde er sich zwar bewußt, zu leben und zu wachen, Dupré's Erscheinung neben ihm glich aber noch immer allzusehr einem Phantom, das auch einem Gesunden Schrecken einjagen kann. Endlich nahm er sich zusammen, und redete ihn an:

„Bist Du das Ungeheuer leibhaftig, lebendig, das ich in Dir zu sehen glaube, was zauderst Du dann, was starrst Du mich mit Blikken an, fürchterlicher für mich, als die Mündung der Gewehre? — Ich bin es, ich leugne es nicht, ein glühender Freund der Freiheit, des Vaterlandes, des unglücklichen, ermordeten Helden. Lassen Sie mich in Ketten werfen, zum Pfahle Ihrer Henker schleppen, oder stürzen Sie mich gleich von hier hinab."

Sie scheinen im Wundfieber zu liegen. Aber ich bitte, findet die Vernunft irgend bei Ihnen Eingang, leiser zu sprechen, damit die Wachen unten es nicht hören.

„Mensch, ich fürchte nichts mehr. Sind Sie es, oder trügt das Auge, Sie — der als Dupré wie der böse Feind an meiner Seite schlich, das Gift seiner Irrlehren mir einbließ, der Mann ohne Religion, ohne Vaterland, ohne Glauben an Menschlichkeit und Tugend.“

Dupré ist mein Name, erwiederte der Andere: und ich erinnere mich mit Vergnügen unserer Cameradschaft.

„Der kein Camerad war, die Schlange in unserm Busen, der Verräther an unserer guten Sache, Sie, der als Spion des Feindes uns belauschten, als sein Agent uns irre führten, Sie, der gegen Bürger und Bauer frevelten, um unsern guten Namen zu schänden —“

Der nämliche, es war nur nicht viel zu belauschen.

„Sie,“ fuhr Theodor heftiger fort: „der gottvergessen alle Gesetze der Menschen und des

Himmels zugleich übertraten, durch Morden und Sengen ihren Begierden fröhnten, Gott, Vaterland, Recht, Tugend, ja mich selbst in derselben Stunde verriethen, wo ich Ehre und Leben auf das Spiel setzte, Sie zu retten." —

Ja, entgegnete Dupré lächelnd: ich nahm Ihren Beuteklepper mit, um schneller zu entkommen.

„Und Du wagst noch darauf zu trotzen, Ungeheuer?"

Ich komme, um einen Versuch zu Ihrer Rettung zu machen. Wohl bemerkte ich Sie beim stürmischen Einzuge hier auf dem Thurme, und wußte recht gut, daß ich Ihrer Güte den Kiesel verdankte, der mein Pferd geblendet hat. Zwar hörte ich nachher, die ganze Besatzung des Thurmes sey niedergehauen, hielt es indessen doch für Pflicht, nach meinem alten Cameraden noch einmal mich umzusehen, zumal da es möglich war, daß Sie auf der Platte des Thurmes unbemerkt wären liegen geblieben. Sie sehen, meine Vermuthung hat mich nicht getäuscht, und ich komme, Ihnen meine Hülfe anzubieten.

„Lassen Sie mich ruhig sterben."

An der Fleischwunde am linken Arme?

„So schleifen Sie mich hinab zum Richtplatze, und wenn irgend ein Funken von Barmherzigkeit in Ihnen ist, so beschleunigen Sie das Blutgericht."

Dupré setzte sich neben den Liegenden in eine der obern Schießscharten, und wollte Theodors Wunde untersuchen. Dieser riß sich aber von ihm los und drehte ihm seinen Rücken zu. Dupré ließ sich dadurch nicht stören.

Also mit dem Namen Ungeheuer habe ich die Ehre titulirt zu werden? Eine neue Benennung! — Er lächelte. — Doch, zum Ernste zurückzukehren, wo denken Sie hinzufliehen, wenn es gelingt, Sie aus der Stadt zu entführen, damit ich meine Maßregeln nehmen kann.

„Ich wiederhole es Ihnen sehr ernst," sagte Theodor: „daß ich die Vorschläge eines Frevlers wie Sie, nur für bittern Hohn oder für neue Fallstricke halten kann."

Das heißt, nach Ihrem Sprichwort, an mir ist kein gutes Haar? — Seltsam, schon

weit über zwanzig hinaus, und dennoch ist es, als hätte mein Freund erst die Kinderschuhe ausgezogen. Mahlen Sie mir einen Bösewicht mit so gräßlichen und grellen Farben, als Ihre romantischen Dichter sie verschwenden, ich wette meinen Kopf, an dem Popanz wenigstens drei gute Eigenschaften aufzufinden; aber an mir wäre es Sünde, auch nur eine einzige zu entdecken, weil ich den höchst und allein heiligen Deutschen Enthusiasmus etwas persiflirte, weil ich dem angenommenen System auf alle mögliche Weise diente, weil meine Moral nicht der jener unsterblichen Schaar ähnlich sah, und ich meine Feinde aus vollem Herzen haßte, darum bin ich ein so grundschwarzer Bösewicht, der, wenn er sich zum Verdauungsschlaf auf's Sopha niederstreckt, und wenn er eine Stecknadel auflangt, nach einem bösen Plane handelt und etwas heimtückisches ersinnt. Gott, welch ein mühsames Leben hätte ein solcher raffinirter Bösewicht zu führen, der in jede seiner Handlungen Absicht bringen müßte. Sie glauben mir nicht, mein Freund, daß ich es gut mit

Ihnen meine, und Sie haben recht: wenn es gälte mich für Sie erschießen zu lassen, da würde die Freundschaft aufhören. Jetzt gilt es nur, für einen geleisteten Dienst einen andern zu erweisen. Sie retteten mich vor dem Strang, ich will das nämliche für die Kugel und Galeere thun.

„Die Dankbarkeit übt also doch ihre Macht auch auf Ungeheuer aus?"

Wäre mir auch ein anderer unglückseliger Hasenfuß und entlaufener A B C Schüler in die Hände gerathen, ich wüßte nicht, weshalb nicht eben so auch an ihm Gnade für Recht ausüben? Ich durste nicht nach Blut, habe keine höhere politische Rücksichten, und fände es am angemessensten, alle die gefangenen Helden durchzupeitschen und nach Hause zu senden. Es war ein alberner Kinderstreich; der unvergleichliche Heros hat seine Züchtigung empfangen, und die Welt sieht, wie alle Thorheit auslaufen muß.

Theodor knirschte mit den Zähnen und richtete sich auf. Dupré faßte ihn mit einer sonst

nicht gewöhnlichen Feierlichkeit am Arme und sagte:

„Glauben Sie noch, daß der große Mann, der größte, den die Welt gesehen, der mächtigste Fürst, der je herrschte, der Republiken zerbrochen und Königreiche niedergetreten, an dem alle Kraft sich versucht hat, um ihre Nichtigkeit darzuthun, glauben Sie noch, daß eine Verschwörung der kleinlichen Seelen, die ihn nicht begreifen können und wollen, gegen den Riesen etwas ausrichten kann? — Sie glauben ja an eine Vorsehung; wohlan, sind Sie denn blind, nicht zu sehen, wie selbst die todte Natur dem Mächtigen dient zu seinem großen Zwecke? Alles hat man gegen ihn aufgeboten, von den Vorurtheilen bis zur Vernunft, und, wie ein matter Pfeil vom Stahl, sind die stärksten Geschosse abgeprallt. Zählen Sie die Reiche, deren verwegenes Auflehnen nur ihnen selbst den Untergang brachte. Von den Säulen des Herkules bis zur Newa kann er offen gebieten, und sein Wille wirkt in den Divans. In wenigen Jahren ist das Inselvolk, das in thöri=

gem Widerstand seine letzten Kräfte aufzehrt, vernichtet. Den Millionen, denen er gebietet, kann keine menschliche Kraft mehr widerstehen, und es fragt sich allein, wohin sein Wille ihre dienenden Arme richtet zu dem sichern Siege? Zweifeln Sie noch, nachdem Italien, die Schweiz, Holland, Spanien, das ganze Deutschland gefesselt ihm dienen und das ferne Rußland vor ihm zittert, an der Weltmonarchie?"

Ich zweifle nicht, erwiederte Theodor: daß Deutschland vernichtet ist, daß die Vorsehung nach ihren unbegreiflichen Rathschlüssen das Ungeheuer wachsen ließ, das Alles was uns heilig und theuer war, zertritt, verschlingt; ich zweifle nicht, ich weiß es, daß mein Vaterland sich nie mehr aus den Trümmern seiner alten Herrlichkeit erheben wird, und alles übrige ist mir gleichgültig.

„Bravo!" sagte Dupré: „mehr wollte ich nicht. Kommt der trotzige Bube erst zum Geständniß, daß Feuer brennt wenn er den Finger in's Licht gesteckt hat, so thut er es nicht wieder, und lernt am Ende auch den Nutzen

des Feuers kennen. Daß es der große Sieg des Geistes, der Triumph des Menschen über allen Aberglauben ist, den wir in Napoleon feiern, das ist hier nicht der Ort Ihnen auseinanderzusetzen, und über lang oder kurz werden Sie Ihre Verblendung selbst verwünschen. Ich frage Sie jetzt — ob Sie meiner Leitung sich überlassen wollen?"

Ich habe keinen Willen mehr, entgegnete Theodor.

„Vortrefflich! — Ich schaffe Sie aus der Stadt heraus. Mit einem falschen Passe kehren Sie nach der Altmark zurück; dort — nun schlägt Ihr Herz etwas höher? — erwartet Sie der Präfect, ein vernünftiger Mann und die Tochter des Präfecten. Bei einigermaßen vernünftigen Grundsätzen, wenigstens Aeußerungen von Ihrer Seite, kann es Ihnen nicht schwer fallen, in der Pflanzschule des künftigen Weltreiches, bei der Westphälischen Regierung eine vortheilhafte Civil-Anstellung zu erhalten. Wer dort nur einmal feststeht, steigt auch, wenn er nichts thut, mit dem Reiche, und Sie können

dabei Ihre barmherzigen Ansichten für das hochherzige Deutsche Volk ausüben."

Nie, nie! — führen Sie mich lieber zu Ihren Fleischerknechten.

„Also noch immer der noble Karl Moor? — So lassen Sie die glänzenden Aspecten fahren. Die schöne junge Dame, offenherzig gestanden, scheint mehr für den Helden zu fühlen, als der Held für die Schöne. Man kann Ihnen ein häusliches, gemächliches Glück bereiten."

Verflucht der Weichling, schrie Theodor auf: der, wenn die Ehre des Vaterlandes dahin ist, ein gemächliches Sclavenleben auf dem Boden seiner Väter führen mag, wo jeder Stein, der älter als er ist, ihn an seine Schande erinnert. Verflucht der Mann, der ein Deutsches Weib als Gattin umfängt, um dies Sclavengeschlecht fortzupflanzen. Fort will ich, und nie mehr den Fuß auf einen Boden setzen, der nicht mehr frei ist. Fort will ich, weit hinweg, so weit meine Füße mich tragen, um niemals Deutschland wiederzusehen.

„Dacapo! das geht, als wären Sie Ihr

heißer Freund. Wenn dessen Paroxismus sich in gleichem Maße gesteigert hat, so muß dem edlen Ritter die Sprache jetzt ausgegangen seyn. Aber, Freund, in die weite Welt hinaus habe ich Ihnen keine Päſſe zu geben. Gelänge es auch, Sie nach Rügen hinüber zu schiffen, wo noch Fetzen Ihres Corps herumlaufen, so dürfte unser Racheschwert Sie früher ereilen, als ein Englisches Schiff herbeikäme, um die theuren Reste der letzten Deutschen aufzuladen."

Schaffen Sie mich, wenn es Ihr Ernst ist, nur aus der Stadt, und dann überlass' ich mein werthloses Leben dem Schicksal.

Dupré hatte indessen die leichte Fleischwunde des jungen Mannes verbunden, ihm eine Feldflasche zur Erquickung gereicht, und Beide stiegen und kletterten nun behutsam die zerbrochene Thurmtreppe hinab. Der Mond schien nur schwach durch die Schießscharten, um stellenweise den Wahlplatz des Gemetzels zu beleuchten. Bei jedem Schritte trat Theodor auf eine Leiche, ohne zu wissen, ob es Freund oder Feind war, und wenn er die zerhauenen Ge-

sichter, die dicht auf einander gedrängten Körper in jenem Scheine erblickte, konnte auch er, der vor wenigen Minuten noch gegen jeden Schreck sich abgestorben glaubte, zusammenschaudern. Die Nacht hatte der Leichenplünderung Einhalt gethan, daher konnte Dupré noch der Leiche eines erschossenen Französischen Grenadiers den grauen Mantel ausziehen, um Theodor unkenntlich zu machen. Zu seiner gänzlichen Verkleidung fanden sich bald die anderen Untensilien zusammen, und der Deutsche ging mit Französischem Gewehr und Czackot hinter Dupré her, welcher jetzt die feindliche Officiersuniform nicht so ängstlich als früher unter dem Mantel verbarg. Wie patrouillirend schritt der letztere uuf den Wällen hin und her, befragte die Schildwachten, besichtigte die Posten, und Theodor mußte herzklopfend mitten unter seinen Feinden ihm folgen. Endlich trat er zu einer Nebenpforte aus dem Walle hinaus, und Theodor glaubte eine Last von seiner Brust gewälzt zu fühlen, als die Schildwacht die Pforte hinter ihm zuschlug, obgleich er sich den Grund

des behaglichen Gefühls noch nicht einzugestehen wagte.

Als Beide, im Schatten einiger Hecken, sich von der Stadt entfernten, fragte er den Begleiter nach seines Freundes Schicksal. Der Ton der Antwort zeigte ihm indessen, hätten es auch nicht die Worte gethan, daß diese Erinnerung wenig dazu beitragen konnte, ihn in der Gunst des Franzosen zu befestigen. „Gehängt wird er, so wahr ich Dupré heiße, wenn ich ihn in meine Hände bekomme.“ Theodor glaubte durch die Nacht Dupré's Augen voll Ingrimm leuchten zu sehen, und hielt es nicht für gerathen, das Gespräch über diesen Gegenstand fortzusetzen.

Ungefähr zehn Minuten von der Festung entfernt, hielt Theodors Führer an einem schattigen Orte an. „Weiter darf ich mich nicht entfernen, ohne Verdacht zu erregen. — Hier geht der Weg zum Meere, wo mancher Abenteurer die Ueberfahrt nach Rügen versuchen mag. — Der Geist der Klugheit geleite Sie.“

Theodor konnte sich nicht enthalten, seine Hand zu drücken; ihm zu danken, mochte er sich nicht überwinden. Dupré aber redete ihn beim Scheidedruck mit feierlicher Stimme an. Sein kalter, schneidender Ton bekam Wärme, als er sprach: „Junger Mann, der Geist der Klugheit leite Sie! Wohin denken Sie zu fliehen, daß unsere goldenen Adler Sie nicht ereilten? Thöriger! und pilgerten Sie durch Rußlands Steppen bis zu beiden Indien, es braucht nicht vieler Jahre, daß unsere Legionen sie aus den Höhlen des Ganges verscheuchen. Die ganze Erde wird ihm unterthan, ihm, dessen Arm schon jetzt weiter reicht, als jemals der eines Sterblichen. Wir sehen uns wieder, im Osten oder im Westen, und so gewiß ich ein Mensch von Fleisch und Blut bin, sind dann einem Blinden die Augen aufgegangen."

Schnell kehrte er um, seine Gestalt verschwand im Dunkel der Nacht, Theodor aber starrte ihm nach, wie der Ossianische Held, wenn ein Geist vor ihm im Nebel verschwunden ist. Dann rief er gleichsam ihm nach:

„Er mag daher kommen wie die Landplage über alle Länder; ich huldige ihm nicht. Einen Schlupfwinkel wird doch die weite Erde bieten, wo ich meinem Grame leben kann, bis er mich aufgezehrt hat.“

Zehntes Kapitel.

Beim nächtlichen Umherirren stieß Theodor auf mehr als einen Flüchtling, welche ihm Nachricht brachten von dem kühnen und mit so glücklichem Erfolge gekrönten Unternehmen des Restes der Schillschen Husaren. Nachdem sie, kaum dreihundert an der Zahl, sich aus der Stadt durchgehauen, stellte sie ihr eben so besonnener als kühner Anführer auf der Ebene wie zum Treffen auf, und erklärte, zum capituliren aufgefodert, sich nur unter der Bedingung bereit, die Feindseligkeiten einzustellen, wenn man ihm freien Abzug mit Waffen und Pferden zugestände. Als die übermächtigen Feinde natürlich zögerten diese Bedingung zu gewähren, gab er, wie ein Sieger, ihnen wenige Minuten Bedenkzeit, nach deren Ablauf er einzuhauen befehlen würde. Die Keckheit

hatte gesiegt, und der feindliche General den freien Abzug unter der Bedingung zugestanden, daß der Anführer den Trupp in das Preußische Gebiet zurückführe, welchen Vertrag man auch treu gehalten hatte.

Theodor freute sich, daß Julius geborgen war, wie schmerzlich auch das Gefühl ihn übermannte, nun allein geächtet umher zu irren. Bald erkannte er jedoch seine Täuschung. Als er am grauenden Morgen zu einer öden Stelle des Meeresufers gelangt war, sah er einen Mann einsam auf einen Stein gestützt am Boden liegen. Tonlos sang er die Strophen eines Liedes ab, das er selbst einst in den Stunden der Begeisterung und des Unmuthes gedichtet hatte. Der Sänger war kein Anderer als Julius; aber seine Stimme verrieth jetzt weder Begeisterung noch Unmuth, sondern es schien nur, als recapitulire er sich in der Form des Liedes, was er einst gefühlt und gedacht hatte. Nur bei den letzten, Theodor unbekannten Strophen, welche Julius vermuthlich zugesetzt hatte, wurde die Stimme bewegter, und

es

es sprach sich eine bittere Verzweiflung aus. Der Gesang lautete:

Was bebt das alte Deutsche Land?
Tobt ein Orkan vom Norden?
Brach ein Vesuv am Rheine aus?
Nein, es sind Feindes Horden.

Die Fürstenkronen fallen ab,
Das Reich verlor den Kaiser;
Die Scepter ohne Mark und Wucht,
Schwach wie Hollunderreiser.

Die alten Häuser stürzen ein,
Es stürzt der alte Glaube,
Und alles was uns heilig war,
Es wird dem Feind zum Raube.

Sie wühlen alte Gräber auf
Und plündern unsre Väter,
Die Männer, die noch Männer sind,
Die schelten sie Verräther.

Wo schliefen denn die Völker all?
Wo träumten denn die Fürsten?
Sah man die alten Krieger nicht
Nach Frankenblute dürsten?

Das Raubgesindel sprach zu uns:
Beugt Eure stolzen Nacken;
Sie aber waren klug und fein,
Und zeigten ihm die Hacken.

Und wurden nicht durch Horneskłang
Die Söhne all entboten?
Wohl tönte der Drommetenstoß,
Doch weckt er nur die Todten.

Auf alten Leichensteinen sah
Man Heldengeister sitzen,
Die Söhne thäten fein daheim
Sich Federkiele schnitzen.

Die Pauke wirbelte durch's Land,
Es kam kein Mensch gelaufen:
Ein Bärenführer trommelte,
Da strömten sie in Haufen.

Die Geister schwangen unmuthsvoll
Sich auf Gespenstermähren,
Und ritten aus dem Vaterland,
Nie mehr zurückzukehren.

Es saus'te wie Octoberwind,
Durch Haid' und Forst von hinnen,
Da hörte man die Heldenschaar
Ein Klagelied beginnen.

„Weh über unser altes Land!
Fluch unserm eignen Saamen.
Die Enkel erbten nicht den Muth,
Nur ihrer Väter Namen.

Nicht Söhne ihrer Väter sind's,
Bastarde sind's von Affen,

Sie schleudern, eh' man riecht den Feind,
Schon fern von sich die Waffen."

Saht Ihr sie durch die Lüfte fliehn?
Sie schwangen alte Fahnen.
Wo man nicht ihre Särge schützt,
Da weilen nicht die Ahnen.

Folgende Verse schien die augenblickliche Begeisterung der Verzweiflung Julius eingegeben zu haben:

Was lachst du Sonne, Mond und Stern,
Die Welt ist abgelaufen;
Wir wollen andre Namen uns
Und andre Ehre kaufen.

Die Sonne lacht uns oben aus,
Daß wir so thörig waren,
Und daß es giebt kein Strafgericht,
Erst jetzt so spät erfahren.

Juchheißa! Sonne, Mond und Stern,
Wir wollen klüger werden,
Und nun, da Scham und Schande wich,
Recht lustig seyn auf Erden.

Als er fertig war, sprang er auf, und Theodor gewahr werdend, rief er ihm zu: er käme zur rechten Zeit, das brillante Schauspiel

mit anzusehen. Da er das Seitengewehr herauszog, glaubte dieser nicht anders, als daß es einen Selbstmord gelte. Er mochte und konnte in dem Augenblicke einen solchen Schritt nicht hemmen, dagegen wollte er dem Freunde ernste Vorstellungen machen, die entscheidende Wichtigkeit der That nicht zu vergessen. Kaum aber hatte er seine Vermuthung geäußert, als Julius laut auflachte und ihm in die Rede fiel:

„Selbstmord! — Wer denkt an Selbstmord, wenn nichts weiter verloren ist, als die Ehre? Ich will das lustige, schöne Leben nun ganz frei haben, und darum die lumpigen Anhängsel der Ehre umbringen. — Das ist mein Schwert — ich hatte geschworen, damit nur dem Vaterlande und der Ehre zu dienen, und nicht eher heimzukehren, als bis es siegend Feindesblut getrunken. Ein alberner Schwur; weil der an dem alten Eisen klebt, kann ich es zu nichts mehr brauchen, und deshalb Ade." — Er setzte die Spitze in die Höhlung eines Steines, bog es, stemmte den Fuß dagegen, und zerbrach die Klinge mit großer Anstrengung in

zwei Stücke. Dann fuhr er fort, und seine Stimme verrieth oft das Hervorbrechen der durch den kalten Hohn nur unterdrückten Wuth und Leidenschaft.

„Ich habe sechszehn Ahnen, und noch mehr — ich rief sie alle an, und mein reiner Adel sollte mich anfeuern im Gemetzel gegen die Hunde. Besiegt, beschimpft, flüchtig, so kann ich ihnen doch keine Ehre bringen? Wenn mein uralter Name am Galgen hängt, so müssen sie sich in den Särgen umkehren. Nein, das sollen sie nicht, ich streiche mich selbst aus ihrer langen, würdigen Reihe aus. Geschändet, geschändet ist die Vorwelt durch ihre Enkel — wir haben nichts mit ihr zu schaffen, wir sind Bastarde. Wir leben in das Leben hinein, und der Vortheil ist unser Gott. Die graubärtigen Männer von Rückwärts haben, wollen wir uns nicht auf sie stützen, auch nichts von uns zu fodern, deshalb, mein werther Freund, wollen wir das Band zerreißen, das uns an jene ehrenwerthen Herren knüpft. Der Adel, was ist mein Adel, was ist Dein Adel? Er hindert

uns am honetten Stehlen und Beutelschneiden, das uns vielleicht das Kreuz der Ehrenlegion verschaffte. Das ist albern. Wollen wir in's Meer springen, wie die beiden Fähndriche nach der Schlacht bei Jena? — Bester Mathematiker, dein Schluß ist logisch falsch, denn wir haben keine Fahnen, wir sind schon geächtetes Lumpengesindel, und das Gerathenste ist, unsere verschimmelnde Waare, so schnell es geht, loszuschlagen."

Er riß hierauf den Ring vom Finger, auf welchem sein Familienwappen kunstvoll gestochen war, legte ihn auf eine Steinplatte, und ergriff einen großen vom Meere abgerundeten Kies, den er einige Male mit solcher Gewalt auf die Steinplatte niederwarf, daß das Gold des Ringes breit gedrückt und der Carniol zersplittert wurde. Die gesammelten Stücke des letztern schleuderte er in das Meer.

„Victoria, Herr Bruder! — Jetzt bin ich würdig des Lumpenpacks, ein Freiherr eigener Art. — Mach' es mir nach. — Es kostet nur den Entschluß. Die Welt liegt offen. Alle

Rücksichten sind verbannt, und der Weg zum Glück hat keine Gränze."

Unseliger, entgegnete ihm Theodor: ich hoffte, Du wärest mit den Glücklichen zurück in's Vaterland entkommen. Du brauchst einer Pflege, eile ihnen nach.

„Ich habe mich von ihnen losgerissen, weil sie Pardon genommen. Damals galt es noch, die Ehre vertheidigen. Jetzt habe ich keine Ehre und kein Vaterland mehr, und ich rufe mit Fähndrich Pistol:

So ist die Welt denn meine Auster,
Die mit dem Schwert ich öffnen will."

Er hat den Verstand verloren! äußerte Theodor für sich, aber Julius griff das Wort auf.

„Den Verstand!" rief er heftig aus, und faßte den Freund an der Brust, daß ihm peinlich zu Muthe ward. „Wenn Du das Verstand nennst, den Glauben aus der Ammenstube an den regelrechten, moralischen Gang der Welt, wo, wie mein Pastor sagte, auf jede gute und jede schlechte Handlung innerhalb vier und zwanzig Stunden bis höchstens sechs Wo-

chen die Strafe und Belohnung folgen muß, — ja den Verstand hab' ich verloren. Bruderherz sieh, sieh — ich habe es ja mit meinen eigenen Augen gesehen wie sie damals in unser Schloß drangen. Die Tapeten rissen sie nieder und die Fenster stießen sie ein, — warum nicht? Das konnten sie Jedem thun, Tapeten und Fenster sind Freigut. — Aber sie hieben mit dem Säbel die alten Bilder meiner Ahnen in Stücke, das konnten sie nicht Jedem thun, denn nicht Jeder hat Ahnen. Sie brachen die Familiengruft auf — heiliger Gott, sie plünderten die Todten. Da hielt ich mich nicht mehr — ich war nach der Jenaer Schlacht zurückgekehrt — ich packte mit dem gesunden Arm die eine Bestie, und stieß ihn auf das Pflaster — jetzt, Bruderherz, darf ich's sagen, denn ich habe keine Ehre mehr — sie schlugen mich. Blut, Blut, schrie ich, dachte ich, träumte ich seitdem. Der Wein, den ich trank, war Blut, jedes Glas ein Gelübde der Rache. Sieh, Bruder, und die Rache blieb aus. Keine Blitze, kein Erdbeben! Männer standen auf — sie erlagen. Sieh nun

das große Chaos der Bestialität. Wer soll ferner glauben, wer Muth haben, wenn er sieht, wie nur Büberei zu Ehren kommt. Giebt es, sprich, kann es ein größeres Elend geben, kannst Du Dir eine Schmach denken, größer als unsere? — Nein, der Betteltanz ist unser geschickter Lehrmeister, es waren alberne Träume. Nun steht nichts mehr in der unendlichen Nacht auf, Castraten sind die besten Männer, und den Andern verreden, vergeben, ihm ein Bein unterschlagen, sind die Heldenthaten der kommenden Geschlechter. Ich wollte, die Zeit käme bald, wo sie auch unsere Sprache verlernt haben."

Deine Braut, Julius?

„Braut, Himmel, Gott, Vaterland — Alles verscherzt. Zähl' mir die hübschen Mädchen in der Welt — je frecher das Leben wird, je schöner sie. In jedem Land vor uns ist jede unsere Braut, hinter uns keine."

In dem Augenblicke fiel in einiger Entfernung ein Schuß. Julius starrte auf. „Das Signal! Ich muß fort."

Wohin, ich bitte dich?

„In die weite Welt. Willst Du mit?"

Willst Du nach Rügen hinüber?

„Was nutzt uns die arme Insel! Bruderherz, der tollkühne Francois hat zwei kleine Kauffarteifahrer aus Stralsund gekapert, verwegene Leute sind drinnen; keiner ergiebt sich, weder dem Franzosen, noch dem Dänen und Preußen. Die freisten Männer von der Welt. Vor der Hand kapern wir etwas in der Ostsee. — Sie schießen schon zum zweiten Male. Willst Du?"

Diesen Widerstand halte ich für thörig und widerrechtlich.

„So bleibe selbst ein Thor — und wolltest Du mir den Himmel aufschließen, ich kann nicht länger warten."

Es schoß zum dritten Male, Julius preßte Theodor noch einmal heftig an's Herz, und stürzte fort mit den Worten: „Auf nimmer Wiedersehn."

Von einer kleinen Anhöhe sah der Zurückbleibende den Freund, nachdem er athemlos das

Ufer erreicht hatte, sich in's Wasser stürzen, um der schon absegelnden Schaluppe nachzueilen. Glücklich ereilte er sie, und die Schaluppe mit ihm die beiden Schiffe, welche bei günstigem Winde nordöstlich davonsegelten.

„Lebe wohl!" rief er aus, als die Segel für ihn endlich verschwanden. „Du stürmst, um deinem Verderben zu begegnen; ich will es ruhig erwarten, weil ich weiß, daß keine Abwehr und keine Hülfe für unser gemeinsames Leiden möglich ist; das ist der Unterschied zwischen uns. — Aber ich habe einen Trost mehr. An einem andern Orte werden wir uns wiederfinden, und dann wissen, weshalb wir hier so ungerecht leiden und in so trostlosem Zweifel von der Welt scheiden mußten."

Eilftes Kapitel.

Rügen, das letzte Deutsche, von den Franzosen noch nicht besetzte Eiland, immer vor Augen habend, schlenderte Theodor, unschlüssig was er unternehmen solle, am Strande des Sundes entlang. Sehnsüchtig blickte er hinüber nach den westlich hervorragenden Bergen von Hiddensö, nach Mönchguts Hügelketten zur Rechten, und nach dem freundlichen Waldberge der kleinen Insel Wilm. Von einzelnen Höhen herab entdeckte er wol auch in weiter Ferne die vorspringenden Felsufer der verschiedenen Buchten der Halbinsel Jasmund, und glaubte weit in's Meer hinaus die nördlichste Spitze der Deutschen Insel, das heilige Arkona, wenn die Sonne auf das kreidegelbe Felsufer schien, zu erblicken. Aber die Flügel fehlten ihm. Oft dachte er daran, sich in's Meer zu werfen; seine Kräfte hätten ihn aber bei der empfangenen

Wunde kaum bis zur Hälfte der weiten Entfernung getragen. Während er aber nach Osten immer weiter unter den kleinen Dünen streifte, bemerkte er endlich ein Fischerboot. Geld und gute Worte schienen anfänglich verloren, den Fischer, welcher eben von einer Fahrt zurückgekehrt war, zur eiligen Ueberschiffung nach Rügen zu überreden. Er wandte ein, daß es ihm von den Franzosen übel gedacht werden möchte, daß er ganz allein den Segelkahn nicht regieren könne, ein Gehülfe aber unter einer Stunde nicht zu haben wäre, daß endlich der Wind zu stark gehe, und ein Sturm im Anzuge sey, der Beide verderben könne. Theodor aber war beredt, und als er eine gehörige Anzahl harter Thaler dem Schiffer in die Hand gedrückt hatte, entschloß dieser Tell sich endlich, dem See zu trotzen.

Kaum mochten Beide indessen fünf Minuten vom Lande abgestoßen seyn, als ein Piquet feindlicher Reiter sich dem Ufer näherte. Sobald sie des Kahns ansichtig wurden, spornten sie ihre Pferde an, und befahlen mit Flüchen

dem Fährmann umzukehren. Theodor las auf dem Gesichte des Mannes den innern Kampf, der, wenn er den Drohungen der Feinde nachgegeben, zu seinem unausbleiblichen Verderben ausgefallen wäre. Da er zugleich bemerkt hatte, daß Worte weniger über den Mann vermochten, als reellere Gründe, und die Gefahr den anfänglichen Versuch gelinderer Mittel unzulässig machte, griff er zum letzten. Er spannte den Hahn seines Französischen Gewehrs, und legte auf die Brust des Schiffers an.

„Machst Du nur Miene umzukehren, so schieß ich Dich nieder."

Wer soll dann aber den Kahn regieren — sagte zitternd der Fischer: Sie sehn ja, der Wind wird stärker, und Sie sind verloren, da wir zwei Beide kaum zum Ziel gelangen.

„So überlaß ich mich dem Wind und Meere, wo ich wahrscheinlich umkomme. Hier erwartet mich der gewisse Tod."

Aus den peinlichen Zweifeln wurde der Fährmann sehr bald, ohne freien Entschluß, gerissen. Derselbe Wind, welcher die Kaperschiffe

so schnell aus Theodors Augen fortgetrieben, warf sich mit einer Macht in das Segel des Bootes, daß der Fischer alle Anstrengung nöthig hatte, den Kahn aufrecht zu erhalten, und auch ohne seines Gefährten Widerstand an kein Umkehren denken konnte. Die Dragoner sprengten am Ufer entlang, und feuerten ihre Pistolen nach ihnen ab; der Kahn flog aber so schnell fort, daß keine Kugel ihn erreichte. Wie günstig der Wind auch zu der Rettung des Flüchtlings aus Feindes Händen gewesen, so war er es doch nicht zu seinem Zwecke, das jenseitige Ufer zu erreichen. Denn er wehte so stark südwestlich, daß die eigentliche Rügensche Küste pfeilschnell zu ihrer Linken vorüberflog; die Insel Wilm waren sie schon vorüber, und der Fischer strengte jetzt seine ganzen Kräfte an, eines der herausspringenden Vorgebirge der Halbinsel Mönchgut zu gewinnen, um nicht vom Sturme in's offene Meer getrieben zu werden.

„Verdient habt Ihr's wol nicht, sagte er, sich auf das Steuerruder stützend, zu Theodor: daß ein rechtschaffener Mann und ein Vater

vieler Kinder sein Leben wagt, Euch der gerechten Strafe zu entziehen; und wer weiß, wenn ich glücklich zurückkomme, ob mich nicht die Kugel dafür erwartet."

Der Vorwurf traf den jungen Mann, doch suchte er ihn durch eine Frage zu entkräften: „Und würdet Ihr nichts aufopfern, wenn Euch das Vaterland gegen den gemeinsamen Feind riefe?"

Euch hat doch wol nicht das Vaterland gerufen, — entgegnete der Mann: Wir wissen von Niemand, der Euch gerufen hätte, denn an allen Ecken steht es angeschlagen, Ihr wärt fortgelaufen. Den Steckbrief auf euren Anführer, den nun der liebe Herrgott gestraft hat, hab' ich mit eignen Augen gelesen. Viel Jammer habt Ihr über's Land gebracht, aber das Bischen Armuth, das eure Leute uns genommen, davon behält keiner von Euch einen Schilling, denn auch das Letzte werden Euch die Franzosen wieder abnehmen. Seht da, wie die zurückfliehen, ich wette aber darauf, sie müssen alles herausgeben, so oder so.

Theodor sah zwei große, von Menschen gedrängt volle Böte, in der Richtung nach Anklam und Wolgast mit dem widrigen Winde kämpfen. Die hohen Wellen schienen oft über sie wegzuschlagen, und der Sturm trieb sie nach der Mönchgutischen Küste zurück. Ein heftiges Geschrei tönte durch Sturmgeheul und Wellengetöse hindurch, und als er sein Auge anstrengte, glaubte er Soldaten und befreundete Waffen und Kleider zu erblicken.

„Wißt Ihr, wer die Unglücklichen sind?" fragte er den Fährmann hastig. Die Antwort war:

Es werden von Denen seyn, die bisher auf Rügen gewirthschaftet. Da sie merken, daß ihr Regiment zu Ende ist, wollen sie mit vollen Händen in's Preußische fliehen. Aber das wird ihnen versalzen. Es wird wol so leicht Keiner davon kommen.

Der Sturm hatte beide Böte immer näher herangetrieben, und Theodor sah die Noth und augenscheinliche Gefahr seiner Schicksalsgenossen. Die von Menschen beschwerten Kähne gingen

bis am äußersten Bord im Wasser, und die wenigen der Schifffahrt Kundigen schienen durch die Menge an der Lenkung und Regierung des Schiffes gehindert zu werden. Ein noch heftigerer Windstoß trieb beide Barken jetzt so zusammen, daß die eine umschlug, und die Mannschaft mit entsetzlichem Geschrei in's Wasser fiel. Die Meisten indessen hielten sich so weit über den Wellen, um, während ihr Kahn fortgetrieben wurde, den Bord des andern zu erreichen. Von allen Seiten klammerten sie sich fest, und strebten, trotz des Widerstandes der schon darauf Befindlichen, sich hinaufzuschwingen. Einigen gelang es. Die Meisten aber blieben auswärts, den Rand des Bootes fest mit ihren Händen anklammernd, daran hängen. Die Noth und der Untergang Aller war augenscheinlich, wenn die Schiffbrüchigen noch wenige Momente die Barke beschwerten. Man sah daher das schreckliche Schauspiel, daß Freunde ihre Freunde im Todeskampfe um die Rettung hinunterstießen, oder ihnen auf die Hände schlugen, damit sie von der Barke loslassen sollten. Theodor zau=

derte keinen Augenblick, dem Fischer zu befehlen, umzukehren, um den Unglücklichen beizuspringen. Aber es gehörten neue Drohungen, ihn zu bewegen, denn er schützte den Wind und die eigene Gefahr nicht mit Ungrund vor, wenn die Menge der Ertrinkenden sich in den kleinen Nachen würfe.

Seine Sorge blieb eitel. Als Beide mit großer Anstrengung sich der Barke näherten, sank sie, herabgezogen von der Wucht Aller, die sich daran festklammerten, in die Tiefe. Die Wogen schlugen heftiger, und als Beide an die Stelle gekommen zu seyn glaubten, bemerkten sie auch keinen Einzigen mehr, der lebend mit den Wellen kämpfte. Theodor verbarg auf einen Augenblick das Gesicht in seinen Mantel. Lange noch dröhnte ihm aus dem Sturme heraus das furchtbare Todesgekreisch der Untergehenden in die Ohren. Er schauderte, wenn er den Kampf der mit dem Tode ringenden Freunde vor Augen sah, und ihm schien es, als sähe er das Bild seiner Landsleute, die, dem feindlichen Verderben sich willig preis ge-

bend, nur unter einander kämpften, wer aus dem allgemeinen Untergange am meisten für sich rette.

Der Sturm hatte während des vergeblichen Rettungsversuches den Kahn immer weiter nordöstlich geschleudert, daß Mönchguts Hügel schon weit hinter ihnen zu ihrer Linken geblieben waren. Es galt jetzt alle Anstrengung, um nicht in's offene Meer rettungslos verschlagen zu werden, und ihre Hoffnung beschränkte sich darauf, an einem Punkte der Prora oder der Jasmundschen Küste zu landen. So schifften sie vorüber an den hügligen oder niederen Ufern bis an Jasmunds Halbinsel. Hier gingen, im pfeilschnellen Vorübertreiben, für Theodor all die Reize verloren, welche die beliebte Wasserfahrt von Sassenitz bis Stubbenkammer den Besuchern der Insel gewährt. Er sah wol die majestätische Wand der Kreidefelsen, dieses Bollwerk der schönen Insel gegen die Seestürme von Osten her, den Reiz der mannichfachen Gestaltung, und des allmähligen Emporsteigens der Felsen bis zur Stubbenkammer, sein Auge

aber war ängstlich und erwartungsvoll auf die weite Meeresfläche gerichtet, welcher sie zusteuerten.

„Dreht sich der Wind nicht mehr, daß wir in Arkona anlegen können, — und es sind noch vier Meilen über den Tromper Wyk,” sagte der Fischer: „so hat uns der, Gott sey bei uns.”

Theodor blickte besorgt um sich, als zu ihrer Linken die allmählig grün gewordene hohe Uferkette Jasmunds aufhörte, und das Land, eine tiefe Bucht bildend, weit zurückwich. Plötzlich aber jauchzte sein Schiffer, nachdem er einige Zeit aufmerksam den Kopf in die Luft gehalten, laut auf, und sagte: „der Wind kehrt sich, wir können zurückkehren und anlegen.” Wie durch ein Wunder hatte sich das Wetter verändert. Der regnichte Südwest war allmählig zum Südwind geworden, und jetzt blies es kalt von Osten. In wenig Zeit landeten sie am äußersten Ende von Jasmund, und der Schiffer ließ kaum den Flüchtling aussteigen, als er auch schon, den Wind benutzend, in die See stach, um noch heute wenigstens Mönchgut zu erreichen.

Theodor stand verlassen an der Küste eines fremden Eilandes. Er wußte nicht, wohin seine Schritte richten, ob nicht schon der nächste ihn in die Gewalt des unerbittlichen Feindes zurückführte? Aber, gleich ihm verlassen, schien ihn das über der blauen weiten Bucht in's Meer hinauslaufende Arkona, fernhin zu locken. Auf dem äußersten Ende des Landstrichs erkannte er die erhöhten Wälle der alten Veste, auf der die Wendischen Rügier so lange ihre Unabhängigkeit und ihren alten Glauben vertheidigt hatten, bis die hohen Wälle der vereinigten Macht der Dänen, Pommern und Sachsen erlegen waren. Langsam wanderte er am kreisförmig gebogenen Strande jenem Ziele zu, und erkannte erst, als die Nacht ihn mitten auf der schmalen Erdzunge, welche Jasmunds Halbinsel mit der Wittowschen verbindet, überraschte, daß er, getäuscht vom Augenschein, es unternommen, die Entfernung eines vollen Tagesmarsches in wenigen Stunden zurückzulegen. Keine Hütte zeigte sich weit und breit auf der langen Steppe weißen Sandes, die links von dem Binnen-

wasser, rechts von den grünen Wogen der Trom-
per Wyk bespült wurde. Der Ostwind wehte scharf vom Meere her, und Theodor würde sein Schicksal, schon in der Nacht zu erstarren, vorausgesehen haben, hätte er nicht auf der andern Seite des von einigem Weidengestrüpp zusammengehaltenen Sandwalles, der sich längs des Erdstrichs fortzieht, wenigstens Schutz vor dem Sturme gefunden. Erschöpft warf er sich auf den Flugsand, wo er von mehreren Seiten glaubte geschirmt zu seyn, und überließ sich seinem Schicksale. Die Müdigkeit siegte über Kälte und Entbehrung. Am frühen Morgen konnte er, wenn auch wenig gestärkt, doch aufstehen, um seinen Marsch fortzusetzen.

Zwölftes Kapitel.

Es war ein trüber Tag, und an einem solchen muß man über die schmale, einförmige Erdzünge hinauf nach der alten Stätte wandern, um Arkona in seinem eigenthümlichen Charakter zu erblicken. Die meisten Wanderer versäumen es, wenn sie das wunderbare Feenreich, von den hohen, von einer Buchennacht umschatteten Kreidepfeilern der Stubbenkammer herab, angestaunt haben, die düsteren und unbedeutenderen Höhen Arkona's zu besuchen. Der lange Weg, wo dem Wanderer auf dem weißen Sande kein anderes lebendes Wesen als die trägen Schaaren der Seemöwen begegnen, wo er keinen Ton vernimmt, als das monotone Schlagen der grünen Wellen an den flachen Strand, schreckt Viele zurück. Wer aber mit der Erinnerung an die Vorzeit dort auf der Höhe steht, dem verschwinden alle Reize des lieb-

lieblichen Rügens vor der großartigen Wehmuth, die hier das Gefühl ergreift.

Auf der äußersten Spitze einer nordöstlich auslaufenden Erdzunge der Halbinsel Wittow stand das alte Arkona, die Burg der Wendischen Rügier, den reichen Tempel ihres Gottes Swantewit umschließend. Drei Seiten der Veste wurden vom Meere und den steilen Uferwänden unüberwindlich gemacht, die vierte gegen das Land gekehrte von einem hohen Erdwalle geschirmt. Der Name Arkona war lange verloren gegangen; Gelehrte fanden erst nach der Beschreibung im Saxo Grammaticus die Stelle wieder auf, wo das Heidenthum den letzten verzweiflungsvollen Kampf mit der Vernichtung stritt. Noch steht zum Theil der hohe Wall, noch sieht man den Eingang in das Thor, das 1168 zuerst erstürmt worden. Im Innern glaubt man noch die Stelle zu finden, wo der Tempel gestanden; wenn man aber den schroffen Uferrand umherschreitend, den geringen Umfang des innern Burgraums betrachtet, und dann hinaussieht auf die vom Meere umspülten krei-

digen Ufer, auf die Steinmassen, welche durch Sturm und Wogen von oben herabgerissen sind, dann wird es klar, daß innerhalb sechshundert Jahren der größte Theil des Bodens der alten Veste von den Fluthen und Orcanen herabgespült und gerissen worden.

Ermattet kam Theodor hier an. Die Geschichte der Vorzeit des heiligen Ortes war ihm wohlbekannt. Die Erinnerung belebte wieder seine Kräfte. Arkona bildet die nördlichste Spitze des eigentlichen Deutschlands. Er stellte sich an den äußersten Rand, und ließ sein Auge über die graue Fläche zu allen Seiten hinausschweifen. Kein Segel zeigte sich auf dem Meere so weit sein Auge trug, kein Mensch auf den Wällen, kein weidendes Thier, selbst die Möwen, verirrten sich nicht in diese Region. Ja die Wälle und der innere Burgraum schienen noch so geheiligt von ihrer ehemaligen Bestimmung, daß außer dem kurzen Teppichgras nichts dort vegetirte, kein Baum, kein Strauch, und man selbst Distel und Nessel aufsuchen mußte.

Theodor legte sich lang auf den Boden nieder, und sah mit dem Kopfe über den scharf abgeschnittenen Rand hinunter in die Brandung, bis das ewig wiederkehrende Spiel der Wellen ihn ermüdete und schwindlig machte. Mechanisch streckte er die Hand in die Tiefe und fühlte umher an der Lehmwand, wo er bald ein Steinlager entdeckte, welches vermuthlich die Grundlage einer Mauer abgegeben hatte. Neugierig faßte er in eine Vertiefung, und glaubte vielleicht irgend eine alterthümliche Erinnerung zu erbeuten, als er auf einen verkohlten Balken stieß, und ein abgebrochenes Stückchen herauszog.

„Eine Kohle," sprach er lächelnd: „das ist der letzte Ueberbleibsel der alten Herrlichkeit, die raubgierige Völker und Fürsten Jahrhunderte lang gegen diese Meeresburg lockte. In Gluth und Asche mußte ihr letztes Gut aufgehen, ehe diese kernigen Stämme unseren Vorfahren sich unterwarfen; wir, die Enkel der Sieger, capituliren lieber, ehe der Feind anrückt, um keine Fensterscheibe durch einen Schreckschuß einzubüßen!"

Er schleuderte die Kohle fort: „In's Meer! Es brauset unten, die Welle blickt verlangend herauf, der nächste Herbststurm reißt wol schon die Erde fort, auf der ich mich hinstrecke, und ehe Jahrhunderte vergangen, liegen die Wälle Arkona's im Meeresgrunde, — vergessen, wie jetzt die Namen der Helden, die auf ihnen für Religion, Vaterland, Freiheit, eigene Sprache, — die letzten — stritten und sanken."

Er schloß die Augen; als er sie wieder aufschlug, glotzte ihn das bäurische Gesicht eines Hirten an, der seine Schafe in den Burgraum getrieben hatte. Furcht und Verwunderung über den bewaffneten Fremdling wurden durch dessen Fragen bald verscheucht, aber die Auskunft, welche Theodor von dem Burschen verlangte, fiel wenig tröstlich für ihn aus. Von Englischen Schiffen, die hier kreuzen sollten, wußte er nichts, versicherte auch, daß es von hier aus keine Gelegenheit gebe, nach Schweden zu entkommen, wogegen er aussagte, daß von Franzosen in der Nähe die Rede sey. Er theilte dem Flüchtling, gegen ein Stück Silbergeld,

seinen Käse und ein Stück Brot mit, woran dieser nach langer Entbehrung sich labte, um nach kurzer Rast die Wanderung fortzusetzen. Der Schäfer lagerte sich neben ihn, und schien sich, wie alle Hirten in verlassenen Gegenden, der Gesellschaft zu freuen, wenn er auch unfähig zur Unterhaltung war. Theodor suchte ihn auszuforschen, ob noch eine Sage aus der Heidenzeit, aus Rügens Heldenalter, zu ihm herüber erklungen sey, aber vergebens. Was er von der Geschichte der Burg wußte, war nur ein Nachklang der Erzählung unterrichteter Reisender. Unwillig wandte Theodor sich von ihm ab, und sagte für sich, wie ja der Unglückliche bei jeder Begebenheit die Beziehung auf sein eigenes Leiden hervorsucht: „Das ist das Loos der Helden, die hier den letzten Blutstropfen für ihr Volk vergossen, daß den Enkeln ihrer unterjochten Söhne selbst das schwache Gedächtniß an die Großthaten der Ahnen erloschen ist. — Werden auch unsere Enkel einst in der dumpfen Gleichgültigkeit leben, werden sie nichts, nichts von uns wissen, froh, wenn sie

ihr kümmerlich Brot im Schweiß des Angesichts erwerben?"

Aber, sagte der Bauer: da unten liegt eine Stadt, die vor uralten Zeiten einmal hier stand — die ältesten Leute wissen sich's nicht mehr zu erinnern — die ist versunken in's Meer mit Thürmen und Schlössern. Zur Herbstzeit, bei recht klarem Wetter, sieht man sie noch in der Frühe oder Abends bei Sonnenuntergange, sehr prächtig und schön. Es sind drei Leute im Dorfe, die sie mit eigenen Augen gesehen, und ein Studierter aus Bergen hat sie auch gesehen.

Die Worte wirkten wunderbar tröstend auf Theodor. „Wenn auch ihre Namen verschollen sind, ihr Gedächtniß untergegangen, so lebt doch die Spur ihres Daseyns noch im dunkeln Mährchen fort. Es waren keine Helden, die, wie Achill und Hector, aus ihrem Volke hervorstrahlten, darum hat kein Homer ihr schwaches irdisches Daseyn verherrlicht und verewigt; aber ihr Wesen ist zur Natur, mit der sie noch inniger verschwistert waren, zurückgekehrt, und

die Poesie, welche in der erscheinenden Natur lebt, feiert auch ihr Andenken."

Er machte sich auf den Weg. Puttgarten, das nächstgelegene Dorf, vermeidend, schlich er den gestrigen Weg entlang, um endlich nach Mönchgut zu gelangen, wo, des Burschen Aussage zufolge, beim regeren Betriebe der Schifffahrt auch am leichtesten Gelegenheit zum Entkommen war. Er eilte über die lange Nehrung, scheu sich verbergend, sobald er mehrere Menschen erblickte, und strengte dergestalt seine Kräfte an, daß er bei Anbruch der Nacht schon Jasmund erreichte, und im Mondenscheine über die Quoltitzer Höhen in ungefährer Richtung nach dem Jasmundischen Hochlande zuschritt. Viele Reize der Gegend von jenen Hügeln aus entgingen ihm, doch erleuchtete der Mond die weite See, und strahlte silbern auf das Bobyner Binnenwasser, daß er den hohen Thurm des Fleckens darin erblicken konnte. Aber von den Höhen, da wo der große Opferstein liegt, in das Bruchland hinabsteigend, fiel er häufig umherirrend in Torfgräben und versank in Moräste.

Allein immer diente ihm eines der Hünengräber auf den Strandhöhen als Compaß, und er gelangte glücklich, nicht ohne zuweilen die Angriffe der Hunde aus den einsamen Gehöften zu erdulden, bis über den hohen Grabeshügel beim Dorfe Nipmerow. Hier jedoch verließen ihn die Kräfte, und er sank, nachdem er kaum einen dicht bewachsenen Hohlweg erreicht, zu Boden. Der dichte Buchenwald schützte ihn vor den rauhesten Anfällen der Witterung, er schlief sehr fest, und doch erwachte er nur ermattet.

Der Hohlweg führte ihn gerade in ein kleines mitten im Walde gelegenes Dorf. Es war noch sehr früher Morgen; Hunger, Durst und Ermattung peinigten ihn furchtbar und siegten über die Besorgniß. Er legte Waffen und Soldatenmantel in einer Hecke nieder, und wagte sich so in ein Gehöft. Ein junger Schmidt, den er eben bei der Arbeit fand, empfing ihn anfangs mißtrauisch, nahm ihn aber bald freundlich auf, als er den Flüchtling in ihm entdeckte. Bis hieher war die Kriegesnoth noch nicht gedrungen, weder Schills Soldaten

noch Franzosen; selbst die Kunde über Beide war ungewiß. Theodor stärkte sich, so viel die Gelegenheit ihm bot, und ließ die ihm nur lästige Flinte dem Wirthe gegen einige Lebensmittel nnd eine gefüllte Flasche, mit denen er seinen Weg verfolgte, zurück.

Durch den schönen Buchenhain, welcher den Namen Stubbenitz noch aus der Wendischen Vorzeit trägt, führte ihn ein romantischer Pfad, mitten auf dem Rücken eines Bergzuges. Aus der anmuthig grünen Nacht des dichten Laubwaldes trat er nach einer halben Stunde in einen wunderbar heimlichen Ort. Zu seiner Rechten senkte sich ein stiller See aus den grünen Hügelufern in die Tiefe. Keine Welle bewegte ihn, kein Nachen war darauf zu sehen, kein Fisch spielte auf der vom Sonnenlicht erwärmten Oberfläche. Zur Linken umschloß zirkelförmig ein hoher Erdwall den See, und bildete einen weiten Saal, dessen Laubdach von vielen schlanken Buchenstämmen getragen wurde. Eignet sich ein Ort zur Verehrung der Naturkräfte, so ist es dieser, und der Flüchtling er-

kannte sogleich den See, welchen die Sage zu dem der Göttin Hertha macht. Mag es auch unerwiesen bleiben, ob dies der heilige Hain und der See ist, in dem die Germanen nach Tacitus ihre Göttin Erde verehrten, so drängt sich doch jedem Beobachter die Gewißheit auf, dies sey ein heiliger Ort gewesen, wo Völker der Vorzeit einen geheimnißvollen Gottesdienst gepflogen. Wer die hohen, schlanken Erdmauern, wer den Bau der Veste betrachtet, den lehrt der Augenschein, daß weder die Natur in ihren Revolutionen so spielend bauen könne, noch daß Kriegesvölker oder Räuber so ihre Burgen oder Schlupfwinkel anlegen. Noch zeigt man außer dem Thor für den Wagen die Stelle, wo die Göttin hinab in den See versenkt worden. Eine spätere Sage berichtet, nicht Sclaven, sondern die edelsten Jungfrauen des Landes seyen hier geopfert worden. Mögen diese Sagen auch dem Gelehrten mehr als zweifelhaft scheinen, Theodor glaubte daran, er fühlte sich wohl in diesen dunkelen Hallen, und konnte wieder einer freudigen Hoffnung Raum geben, wenn

ihn aus dem Frühlingsdache die Gipfel der Bäume, vergoldet von der Morgensonne, anwehten.

Aber ein neues, nie gesehenes Reich schloß seinem Auge sich auf, als er, höher und höher aus dem Walde steigend, endlich auf der hohen Felskuppe stand, zu deren Füßen unermeßlich weit das Meer sich ausbreitet. Wer an einem heitern Sommertage auf Stubbenkammer stand, und den weiten Spiegel der Ostsee staunend anblickte, dem dünken alle Schönheiten der Insel, gegen diesen majestätischen Anblick gehalten, nur unbedeutend; selbst bei weitem reichbegabtere Gegenden scheinen gegen diese große Aussicht gehalten, an Reiz zu verlieren. Wer aber alle Schönheiten, welche dieser Standpunkt gewährt, genießen will, muß Tagelang auf dem vortretenden Kreidepfeiler ausdauern, um die manmichfache Färbung des Meeres zu bewundern, die feierliche Beleuchtung beim Aufgang der Sonne — sie taucht gerade vor dem Königsstuhl aus dem Meere, — bei ihrem Untergange westlich hinter Arkona, und wenn der Mond

einen silbernen Streifen über die Meeresfläche zieht und die weißen senkrechten Felsen bescheint. Einmal gesehen, läßt es den Eindruck einer Feenlandschaft zurück, und Theodor floh bald von dannen, da ihm der majestätische Anblick der Natur in ihrer Reinheit und Größe für den Zustand seiner Zerrüttung wie vernichtend dünkte. Damals entweihte den heiligen Platz noch keine Schenkwirthschaft. Der Wanderer mußte sich durch den dichten Buchenwald hinaufführen lassen, um das Heiligthum zu entdecken. So fand auch Theodor hier keine Weisung, sondern irrte durch das Dickicht des Forstes in südlicher Richtung weiter fort.

Dreizehntes Kapitel.

Als er nach manchen Beschwerden den Ausgang des Waldes erreicht hatte, sah er auf der ebenen Gegend zwei Landleute eilig nach der Richtung, welche er selbst erwählt hatte, zuschreiten. Er holte sie ein, und bat, ihm den Weg nach der Prora zu zeigen. Auf den Gesichtern Beider drückte sich wenig guter Wille aus, indessen antworteten sie: er könne mit ihnen gehen, wenn er dahin wolle. Nach einer Weile angestrengten Laufens, wobei der Flüchtling wol bemerkte, daß die Bauern sich fragende Blicke zuwürfen, warf der ältere die Aeußerung vor sich hin: „Auch wol so ein Ausreißer von den Schillschen?" Theodor hielt es für das Beste, in der Kürze seine Lage zu erzählen, bemerkte aber mit Schrecken, daß die Schilderung seiner Noth auf beide Gefährten,

die mit eigener Besorgniß zu kämpfen schienen, wenig Eindruck gemacht habe. Der ältere murmelte vor sich hin: „Vergangene Nacht bekamen die Letzten den Rest, die Dänen kaperten sie auf der See, und 's wäre gut gewesen, hätten alle so ihren Lohn bekommen." Aus den weiteren Gesprächen zwischen Vater und Sohn erfuhr er, daß viele seiner Kampfgenossen, während Schill mit den Seinen den letzten Verzweiflungskampf in Stralsund gestritten, das bequemere Handwerk des Marodirens getrieben, und auf der unbeschützten Insel, durch keine Autorität gehemmt, furchtbar gewüthet hatten. Indem er auf diese Buben schimpfte, und erzählte, wie er selbst nur dem Blutbade entronnen, die Insel vorgestern als Flüchtling betreten, gewann er in etwas mehr das Vertrauen der Landleute. Sie erzählten ihm, daß sie, von nothwendigen Geschäften auf Jasmund festgehalten, jetzt nach dem einsamen Haidekrug auf der Prora zurückkehrten, in der beständigen Besorgniß, daß marodirende Leute von Schills Streifcorps, welche rings umher die größten Gewalt-

thätigkeiten begangen, auch in ihr einsames Gehöft gedrungen seyn könnten.

Die Besorgniß des ältern Mannes schien mit jedem Schritte, den sie auf der schmalen, dicht mit blauem Haidekraut bewachsenen Erdzunge zurücklegten, zuzunehmen. Er murmelte Stoßseufzer vor sich hin, und stieß häufig die Worte aus: „Mein Haus, mein Weib, mein Kind, — meine ganze Hoffnung!" Theodor suchte ihn zu beruhigen, der Mann aber hörte nicht darauf, sondern rief mehr als einmal aus: „Wenn sie das gefunden haben, dann springe ich in's Meer, denn dann ist Alles aus, und ich mag nicht mehr arbeiten um nichts."

Das Haus steht noch, sagte der Sohn, welcher etwas vorausgelaufen war. — „Das Haus noch," antwortete der Vater: „aber Alles was drin ist?" Als sie sich dem kleinen Gehöfte näherten, glaubte Theodor mehrere bewaffnete Leute zu erblicken.

„Heiliger Gott," schrie der Vater: „da steht das Raubgesindel!"

Nicht doch, sagte der Sohn: es sind Bauern

mit Heugabeln und Sensen. Ich kann schon den Meier aus dem Vorwerk erkennen.

Es verhielt sich wirklich so, dem Eigenthümer wurde aber deshalb nicht wohl. „So sind sie da gewesen," rief er mit zitternder Stimme, und verstärkte seine Schritte. Ihm trat bald ein ältlicher Bauer ernsten Gesichts entgegen und drückte ihm die Hand: „Armer Mann, ich bedaure Euch, sie sind bei Euch gewesen."

Und sie haben Alles — Alles — genommen? fragte der Vater.

„Eure Frau und Tochter sind ihnen entkommen — sie sprangen zu uns, aber als wir uns aufmachten und herkamen, da war es schon geschehen. Da stehn sie."

Der Unglückliche war leichenblaß fortgestürzt, daß ihm seine Begleiter kaum nachfolgen konnten. Weib und Kind standen händeringend und schluchzend vor der Thür. Er drückte sie nur einmal hastig an sich, fragte die Frau, ob sie Alles genommen hätten? und stürzte dann, kaum die bejahende Antwort abwartend,

in's Haus und in die große Wohnstube. Die Anderen folgten ihm, um hier das Bild der Zerstörung zu sehen. Die Freibeuter hatten so gewüthet, wie nur Raubgier, viehischer Uebermuth und zugleich Eile und Furcht vor der Verfolgung, den Marodeuren eines flüchtigen Heeres es eingeben. Es war mehr zerstört als erbeutet worden. Wände, Schränke, Fenster, Bilder waren zerhackt, das Hofvieh, das sie nicht mit sich schleppen können, hatten sie geschlachtet in der Stube umhergeworfen, und das ganze Gemach war angefüllt von den aus den zerschnittenen Betten herausgeschütteten Federn. Mitten in diesen Gräueln der Verwüstung saß ein uraltes Mütterchen, des Eigenthümers Großmutter, die einzige Zeugin der Gewaltthaten.

Der Vater schlug die Arme über dem Kopfe bei diesem Anblick zusammen, und preßte endlich noch einmal die Frage heraus: „Haben Sie denn Alles, Alles genommen?“ Das Mütterchen nickte mit dem Kopfe. „Haben sie Alles aufgebrochen?“ Als dieselbe Antwort er-

folgte, und der Augenschein sie bestätigte, warf er sich wie ohnmächtig in einen Schemel, bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen, und es währte geraume Zeit, ehe er wieder mit matter Stimme zu reden anfing:

„So ist's denn aus mit der Redlichkeit und mit dem Erwerb — nun mag ein Anderer arbeiten; — ein Narr, der sich anstrengt und spart, damit es die Feinde davontragen! — Ich habe gearbeitet, wie es vorgeschrieben ist, von Morgen bis Abend, habe Nächte gewacht, alles redlich, niemanden betrogen; des Sonntags ging ich in die Kirche und betete, ich war ein guter Vater und ein guter Mann — das ist alles umsonst gewesen."

Ein Greis sprach ihm freundlich zu: er habe noch Frau und Kind, sey ein rüstiger Mann, und der kleine Schaden, den er am Hausgeräth erlitten, sey in wenigen Jahren durch Fleiß wieder zu ersetzen.

„Kleiner Schaden!" — rief der Landmann aus, und lief ungestüm in der Stube umher. „Kleiner Schaden! Wenn Ihr es wüßtet. Tau-

send Thaler! Die hatte ich mir zurückgelegt, seit zehn Jahren daran gesammelt, ein schönes Gehöft wollte ich kaufen, daß ich in Jahren tausende verdienen konnte, und das ist alles durch eine That der Ungerechtigkeit vorüber. Ich bin ruinirt. Die Bettelbuben trugen es fort. — Ist das Gerechtigkeit? — Heißt das Vorsehung, wenn ich, der es mir an den Nägeln abgespart habe, um nichts und wieder nichts Alles verlieren, und die verlaufenen Taugenichtse ihre Taschen vollstopfen, um das sauer Erworbene zu verprassen, ehe sie an den Galgen kommen."

Vermuthlich hat die Plünderer ihre Strafe schon ereilt, sagte Theodor: denn die ***schen Freiwilligen, wenn es diese gewesen —

„Ebendieselben," sagte einer der Anwesenden: „Sie haben sich in Mönchgut, wie wir erfahren, in zwei Kähne geworfen, um nach Anklam zu entwischen."

Unterweges aber sah ich sie, erwiederte Theodor: mitten auf dem Bodden in den überladenen Böten untergehen. Es ist kein Einziger gerettet.

„Das soll Dir aber nichts helfen," fuhr der aufgebrachte Wirth ihn an: „Er hat auch zu der Bande gehört; ob er hier gestohlen oder anderwärts, und geplündert und gebrannt, kommt auf eins heraus. Laßt ihn nicht los, bindet ihn, er hat es verdient. So wahr ich zwei gesunde Arme habe, will ich den Mordbrenner mit eignen Händen zu den Französischen Behörden bringen, daß sie ihn nach Verdienst abstrafen."

Die Landleute leisteten willig den Anweisungen ihres Nachbarn Folge. Trotz alles Sträubens und Bittens wurden Theodors Hände, nachdem man ihm seinen Hirschfänger abgenommen, gebunden, ohne daß deshalb der Wüthende wäre beruhigt worden. Selbst den Gefangenen jammerte die verzweiflungsvolle Lage des Hausvaters, welches schreckliche Loos ihm auch sein ungerechtes Verfahren bereitete. Unfähig, Weib und Kind zu trösten, oder die Trostgründe und freundlichen Zureden der Seinigen anzunehmen, stieß er, wer ihm in den Weg kam, fort, und lief so lange in dem Zim-

mer umher, bis er sich erschöpft niederwerfen mußte. Theodor gewann so viel Ruhe, ihm selbst Trostworte zuzurufen, daß er ungerecht mit der Vorsehung zürne, und nur vertrauen möge, daß Alles besser werde. Es war aber nur Oel in die Flamme gegossen. Drohend hob der Mann den Arm und sprach: „Willst Du mich noch verhöhnen? Jeder von Euch ist an meinem Unglück schuld, und wenn er schon vor Stralsund nach Hause gelaufen wäre. Wie meinen Todfeind könnte ich ihn kalten Blutes todtschlagen, wo ich ihn finde, und werde es, wenn ich ihn finde. Dein Vertrauen kann der Galgen oder die Kugel seyn."

Noch peinlicher wurde Theodors Lage, als er, nachdem die meisten Landleute fortgegangen waren, allein in der Gewalt des aufgebrachten Mannes blieb. Aus seinen Blicken sprach Mord, und obgleich dieser minder schmählich für ihn gewesen wäre, als der gewisse Tod in den Händen der Franzosen, fürchtete er sich doch vor den entsetzlichen Schritten, mit welchen Je-

ner, wie sinnend auf einen schweren Entschluß, das Zimmer maß.

Es ist aus — aus — glaubte er ihn murmeln zu hören: ob ich noch Einen mitnehme, ehe ich aus dem geplagten Leben fortspringe? — Die alte Großmutter, welche bisher still dagesessen, erhob jetzt bei dem allgemeinen Schweigen den Kopf, und sprach mit schwacher Stimme: „Christoph, tausend Thaler waren's? Das ist viel Geld." — Freilich ist's viel Geld, schnaubte er sie an. „Hast Du das auch ehrlich erworben?" — Ehrlich beim Handel mit Pferden und Ochsen. — „Aber es war nicht ehrlich, daß Du keiner Seele davon was gesagt hast — nicht deinem Weib, nicht deiner Großmutter, und wir haben doch oft gedarbt." — Ich sollte es wol jedem alten Weib in's Ohr schreien, um es bis Sagard und Bergen auszuplaudern. Dann hätte es mir schon vor Jahren ein hausirender Dieb davongetragen. — „Besser wär's gewesen, als daß jetzt der arme Schelm darum das Leben verlieren soll."

Der Mann, noch mehr erzürnt über die

Reden der Alten, hob den Schemel, den er, um sich darauf zu setzen, in der Hand gehalten, auf, und schleuderte ihn gegen die Wand, daß er mit schrecklichem Getöse gegen die erbrochenen Schrankthüren fliegend, einige zerbrach, und zurückfallend den Werfenden beinahe verletzte. In dem Augenblicke stürzte sein Sohn herein und rief: „Vater! Vater, die Franzosen! Auf dem Fahrwege von Bergen her, seh' ich's von Bajoneten blitzen." — Der Vater aber stand stumm wie eine Bildsäule in der Mitte der Stube und starrte nach der Wand. Die Thüren der an der obern Mauer angebrachten Wandschränke hatten sämmtlich, wie erbrochen, offen gestanden, als er eingetreten war. Durch den Wurf des Schemels war die Thüre des einen in ihr Schloß zurückgefallen, und ein kleinerer Schrank, den sie bisher verborgen, dadurch sichtbar geworden. Dieser schien unverletzt, und auch den Plünderern, während sie im Umgestüm ihrer Raubsucht die größeren Schränke erbrochen hatten, verborgen geblieben zu seyn. „Ist es denn wirklich wahr?" schrie er auf,

setzte den Schemel an, und versuchte mit zitternder Hand den Schlüssel. Die Thür ging auf: „Gott sey gelobt — es ist da — alles — alles, — unversehrt."

„Christoph!" rief die Großmutter hinauf: „Er hatte sie mit Blindheit geschlagen, und Dich auch. Komm herunter, laß den Mammon, Du hättest bald eine große Sünde begangen. Noch ist es Zeit, laß den armen Menschen frei, ehe die Fremden kommen, um ihn zu erschießen."

Christoph gehorchte. Er schlug den Schrank zu, und trennte mit einem Messer die Bande des Gefangenen. Dann trat er an's Fenster, und sprang eben so schnell mit dem Ausruf zurück: „Hilf, Himmel! Sie marschiren gerade auf das Haus los. — Ihr müßt fliehen den Augenblick, sonst kommt doch noch euer Blut auf mich." Mit den Worten zog er ihn aus der Stube, hing dem Befreiten seinen Kober über die Schultern, und rannte mit ihm bis an die Nähe des Strandes: „Hier können sie Euch wenigstens nicht sehen vor den Hügeln

mit Haidekraut. Schleicht Euch nun am Meere immer lang und lang, bis Ihr nach Mönchgut kommt. Da ist es möglich, daß Ihr Kähne und Schiffe findet. Aber schnell von hier fort. Gott sey mit Euch, wie mit mir." Damit wandte der Mann sich um und kehrte in seine Hütte zurück.

So lange er das Jauchzen, Schreien und Singen der Feinde hören konnte, schlich Theodor auf dem feuchten Sande des Ufers fort, und verschmähte es nicht, wo der Strand so niedrig wurde, daß er ihn nicht verbarg, vorüber zu kriechen. Jemehr er sich aber von der Prora entfernte, und dem fruchtbareren Lande um den Schmachter See und am reizenden Granitzer Ort näherte, um so weniger hatte er diese Vorsicht nöthig, da hohe und steile Bergketten sich erhoben, und die Dünen vor denselben von nicht unbedeutenden zum Theil ganz überwachsenen Sandhügeln gebildet wurden, hinter denen es jedem Flüchtling leicht wird sich zu verbergen.

Der kühle Nachtwind trieb ihn jedoch bald

aus der Tiefe fort, und als er mit Mühe die dichtbewachsenen Uferberge erklommen hatte, nöthigte ihn die Dunkelheit hier unter dem Gesträuche wieder sein trauriges Nachtlager zu suchen. Kein froherer Tag weckte ihn. Kreuz und quer schlich er durch das Dickicht des Waldes, in den Furchen der Kornfelder oder durch haidige Sandsteppen. Ueberall sah er feindliche Bajonete, und jeden friedlichen Landmann glaubte er im Bunde mit dem Ausländer. So kam es, daß, während er nur nach dem Ungefähr von hohen Punkten aus seine Wanderung richtete, und Niemand zu fragen wagte, er mehrere Tage umherirrte.

Das ganze Rügen ist ein schöner Kirchhof der Vorzeit. Je später das Christenthum und Germanische Cultur hier eingeführt wurden, um so länger erhielt sich bei den Eingebornen die Scheu vor den Denkmälern ihrer Ahnen. Es ist der erste schöne Zug des erwachenden Bewußtseyns bei allen rohen Völkern, daß sie die Gräber ihrer Angehörigen wie ein heiliges unantastbares Besitzthum ehren. Die Könige

der Wälder, die stolzen Nordamerikaner, vergaben es den weißen Ansiedlern eher, wenn sie ihnen ihr ganzes Gebiet entrissen, als die Zerstörung ihrer alten Grabeshügel. Ein ähnlich kindlicher Sinn mag diese Denkmäler in Rügen erhalten haben. Es giebt fast keinen Punkt der schönen Insel, von wo man nicht mehrere Hünengräber, wie sie die spätere Sage taufte, erblicken könnte. Meist auf sanften Höhenzügen in der Nähe des Meeres erbaut, oft in großer Anzahl neben einander, zeugen sie von dem der Natur nicht erstorbenen Sinne des alten Volkes. Die Geister der Helden sollten noch im Grabe auf das Meer, den Schauplatz ihrer Thaten, blicken, und der Seefahrer die letzten Ruheplätze der Männer vom hohen Meere aus sehen können, welche einst gleich ihm die Wogen ihr Reich nannten.

Gern ruhte Theodor unter diesen Gräbern aus. Sein Geist zeigte ihm den sterbenden Krieger, an dessen Grabeshügel er sich lehnte, und Hectors Worte aus der Ilias kamen ihm in den Sinn:

Alsdann send' ich zurück zu den räumigen Schiffen den Leichnam,
Daß ihn mit Ehren bestatten Achaja's lockige Söhne,
Und an dem breiten Gestade des Meers ihm häufen ein Grabmal.
Dann spricht Einer wol einst der künftigen Menschengeschlechter,
Wenn er die dunkele Fluth durchschneidend am Ufer dahinfährt!
Seht den geründeten Hügel, ein Grabmal ist's aus der Vorzeit,
Wo ein Mann einst sank von der Hand des gewaltigen Hector.

Die Sonne sank abermals unter hinter dem größesten der Grabeshügel. Verklärt stand es da von den Strahlen der unsichtbaren Feuerkugel. Dahinten lag ruhig das blaue Meer, in dem sich der vom rosigen Abendgewölk umzogene Himmel spiegelte. Auf der weiten Fläche sah Theodor keinen Gegenstand, als die weißen Felsufer eines kleinen Eilandes. Seine Phantasie wurde von freundlichen Bildern angeregt.

„Wenn auch das Leben untergeht, die Poesie besteht, die Poesie, die in der Natur lebt, die kein Tyrann vernichtet. Wohl dem,

der aus dem schalen Alltagsleben, aus den Trümmern der zerbrechlichen Welt, deren todtes Bestehen wir mit unserm warmen Blute vertheidigen wollten, seinen Geist rettet. Sie war unser nicht werth. — Dies Vaterland war eine schöne Idee, und die Wirklichkeit ein albernes Gemisch von Thorheit, Eitelkeit, Eigennutz, nicht werth der Anstrengungen eines Edlen. Könnte ich auf jenem kleinen Eiland leben, ganz zurückgezogen, nichts von dem Treiben wissend, nur der schönen Dichtung, mir selbst lebend! Mit den Männern der großen Vorwelt, deren gemeine Seiten nicht bis zu uns gedrungen sind, innig vertraut, sähe ich dem Grabe — dem Jenseits entgegen, wo die Zweifel gelös't werden, warum das Schicksal so ungerecht alle Hoffnungen der Gerechten vereitelte!" —

Nur wenige Momente gab er noch dem Spiele der Phantasie Raum, und der Entschluß war geboren. Mit dem festen Vorsatz, sich in einen Schlupfwinkel zurückzuziehen, wo er, fern von der Welt, weder Gutes noch

Böses erfahrend, ruhig dem Grabe zulebte, legte er sich noch einmal nieder, um am nächsten Morgen, allen Gefahren trotzend, an die Ausführung des Vorsatzes zu gehen.

Vierzehntes Kapitel.

Unter allen, Deutsche Lande bewohnenden Stämmen, hat keiner so die alten Sitten unverändert bis auf den heutigen Tag beibehalten, als die Einwohner der Halbinsel Mönchgut. Ihr buchtenreiches Land, durch eine schmale sandige Landzunge von Rügen getrennt, scheint bis auf die drei Gebirge dem Meere kaum abgewonnen, so vielfältig von Gräben durchschnitten und Teichen bewässert erscheint es von den Höhen beim Peerd, den Gebirgsrücken des großen und kleinen Zicker, und vom äußersten Tissower Vorgebirge aus übersehen. Schon die Bewohner des alten Reddevis, der ursprüngliche Name des Landes, galten für ein tapferes, in beständiger Feindschaft mit den anderen Rügiern lebendes Volk. Die offene Feindschaft milderte sich im Verlauf der Jahrhunderte zu einer feindlichen Absonderung. Weder durch

Heirathen noch andern geselligen Verkehr, als dem nothdürftigen Handel, mit den Pommern und Rügiern verbunden, sind die Mönchguter in der Sprache, Kleidung, Sitten, dem Bau ihrer Häuser und der Bestellung ihrer Felder um Jahrhunderte zurückgeblieben, und bilden bei allen rein sittlichen sie auszeichnenden Vorzügen ein wunderbares Völkchen gegen ihre Nachbarn. Nichts ist ihnen mehr verhaßt, als das Leben der Städter und der Soldaten; als Fischer und Lootsen sind sie dagegen die echten einzigen Nachkommen der seeräuberischen Rügier, welche das alte Element ihrer Väter nicht ganz vernachlässigt haben. Dieselbe Absonderung macht sie für den Aberglauben jeder Art empfänglich, und die reicheren Besitzer werden ein leichtes Spiel der Hausirer und Gaukler, welche sich die Vorstellungsweise und Sprache der schlichten Dorfbewohner angeeignet haben. Allmählig verschwindet, jemehr die Fremden, der Schönheit des Landes und der Eigenthümlichkeit seiner Bewohner wegen, eindringen, noch mehr aber, weil die jungen Männer als Sol-

daten die Welt kennen lernen müssen, die eigene Sitte. Die wunderbare und unförmliche Tracht der Weiber ist in der letzten Zeit schon merklich vereinfacht worden, und die Männer hören wol auf Erfahrungssätze begüterter Nachbarn, noch aber hangen die Aelteren — und ihre einfache Lebensart läßt sie ein hohes Alter erreichen — so fest wie vor Jahrhunderten an ihrem Glauben und ihren Sitten.

Vor der Dorfschenke eines der Mönchgutschen Oerter saß eines Abends der Wirth in stattlicher schwarzer Sonntagstracht mit einem Paar gleich gekleideter Landleute und einigen Gästen. Ihr Gespräch betraf die trüben Zeiten, und die Mönchguter hörten mit Kopfschütteln die übertriebenen Berichte eines fremden Hausirers von dem Siege bei Stralsund, von der unüberwindlichen Macht des großen Kaisers, und wie jedermann von achtzehn Jahren in der ganzen Welt Soldat werden solle. Besonders das letzte wollte den Männern nicht in den Sinn; sie verwünschten die Stadtratzen — wie man auf der Halbinsel die Soldaten nennt —

und die Jüngeren meinten, sie wollten lieber ihre Kähne besteigen und auf und davonfahren.

„Als ob Euch das was helfen würde, Ihr einfältigen Jungen," sagte der Handelsmann: „Der große Kaiser, dem die ganze Welt gehört, läßt Euch nachsetzen und aufknüpfen wo es ihm gefällt."

Kann er das auch in Schweden? fragte ein Bursche.

„Freilich, da hat er einen eigenen König eingesetzt, weil ihm der alte nicht pariren wollte. Und wenn Ihr Euch auch wirklich dort in den Schluchten von dem Ratzennest, der Greifswaldischen Oie, verkröcht." —

Da ist noch kein Franzose hingekommen, sagte der Wirth.

„Thut nichts, Gevatter, weil er zu den drei Bauern nicht mag, wo eine Feldmaus verhungern muß. — Ich sage, wenn Ihr Euch auch dort verkröcht, wie die Seemöven, es hülfe Euch nichts, denn indessen decken die Commissarien die Häuser eurer Eltern ab, daß Hagel und Schnee in die Stube fließt, und

vorn an wird ein Schild gehängt, und darauf geschrieben: „Hier wohnt ein Verräther!" Das heißt so viel, als Einer hat ein Majestätsverbrechen begangen, was sehr viel ist, und jeder kann dem Menschen fortnehmen was er will, und ihn schlagen, alles so lange, bis der entlaufene Sohn wiederkommt und sich conscribiren läßt."

Aber die Englischmänner, sagte der Wirth: als die hier auf Rügen lagerten, und die ganze Admiralitätsflotte beim Peerd versammelt stand, die sagten immer — und es waren reiche Leute — ihnen könnte der große Kaiser Napoleon nichts anhaben, weil er keine Kriegsschiffe hätte, und keine Matrosen, und in England Geld vollauf wäre ihn zu bekriegen.

„Dumme Menschen," fiel der Hausirer ein: „Das gab ihnen die pure Furcht ein. Als ob solch ein Kaiser, wie der Napoleon, der sechs Regimenter Mamelucken hat — das sind schwarze Neger, alle zu Pferde, die Menschen fressen, und gegen Schuß und Hieb fest sind — als ob der eine Handvoll Wasserratzen zu

fürchten brauchte? Die Mamelucken lehren jetzt ihre Pferde, die alle aus dem volhynischen Arabien sind, schwimmen, und wenn der Kaiser pfeift — sie nehmen nämlich keine andere Befehle an, als aus des Kuisers eigenem Munde mit einer kleinen silbernen Pfeife — wenn er dreimal darauf pfeift, so setzen alle sechs Regimenter schwadronenweis in's Meer, schwimmen hinüber, und hauen in England ein, und ich möchte dann kein Engländer seyn, und wenn sie ihnen auch ihre beiden Regimenter, die dort aber Parlamenter heißen, entgegenstellen."

Als der Hausirer das Staunen der Landleute über seinen wunderbaren Bericht bemerkte, fuhr er nach einer kleinen Pause fort: „Aber erst will der Kaiser, der immer Ihro Kaiserliche Majestät titulirt wird, von den anderen Souverainen aber Sir, was so viel heißt, als: „„Aller Durchlauchtigster"" — erst will er den Weg der Güte versuchen, und deshalb die Engländer aushungern lassen, was man das Continentalsystem nennt."

Aber, wie kann er denn das machen, da

die Englischmänner so reich sind, und uns selbst so viel zuführen?

„Das versteht Ihr nicht, weil Ihr nicht auf Schulen gewesen seyd. Erinnert Ihr Euch nicht, daß die Englischen Capitaine, als sie hier vor Anker lagen, alle Böte an's Land schickten mit leeren Tonnen, um Trinkwasser zu holen? — Seht, das bedeutet, daß sie in ganz England kein Trinkwasser haben, weil England bloß aus Steinkohlen besteht. Daher bauen sie auch dort kein Getreide, sondern kaufen es in Portugal und Spanien. Beides nun, weil die Engländer es nicht im Lande haben, heißt Colonialwaare, und deshalb hat der große Kaiser Napoleon Portugal und Spanien unterjocht, um ihnen das Getreide abzuschneiden, die Küsten von Hamburg bis Memel aber läßt er besetzen, damit sie kein Trinkwasser holen, worin ihr größter Handel besteht."

Während dessen hinkte keuchend ein hochbejahrter Mann heran, dessen seltsame Erscheinung bei Allen, die ihn noch nicht gesehen, die höchste Verwunderung erregte. Mehr als neunzig

Jahre schienen seinen Rücken gebeugt und in seine Hände die hohe unförmliche Krücke gegeben zu haben, auf die er sich bei jedem Schritte stützte. Unregelmäßig sproßte der weiße Bart auf seinem von grauen Runzeln zerschnittenen Gesichte, aber aus den rothen, triefenden Augen strahlte ein Feuer, das gesparte Jugendkraft und ein irres, wahnsinniges Streben verrieth. Sein Anzug, obgleich entsprungen aus dem gewöhnlichen der Mönchguter, verlieh der Erscheinung den höchsten Anstrich des Wunderbaren. Auf dem Kopfe trug er eine dunkle, melonenartig gefurchte Spitzmütze, und sein kurzes braun und roth gestreiftes Wamms schmiegte sich knapp an den eingefallenen Körper. Darunter trug er die gewöhnlichen bis an's Knie reichenden grau leinwandenen Schifferhosen, aber so weit, daß drei wohlbeleibte Männer sich in jedem Schenkel einhüllen konnten. Die vom Knie an nackten Beine waren nur um die Füße bis zur Hälfte der Waden mit dunkelen Lappen unförmlich dick umwunden, und die ganze Ge-

stalt starrte vom Schmutz des Alters und der Unreinlichkeit.

Hinter ihm ging ein zartes Mädchen, kaum siebzehn Jahr alt, von einer Schönheit und einem schlanken Wuchse, der selbst ihre unförmliche Tracht überwand. Unbefangen und ihrer Reize sich nicht bewußt, schritt sie mit einem silbern beschlagenen großen Gesangbuche dem Alten nach, und blieb stehen, wo er stehen blieb, ohne vor den Blicken der Männer, die sich an ihrer Gestalt weideten, zu erschrecken.

Der Greis hielt vor der Schenke still, streckte, ohne ein Wort des Grußes, seine hagre Rechte den Leuten auf der Bank entgegen und murmelte: „Ein alter Mann, eine kleine Gabe." Der Hausirer sagte: „Ei Vater, wer solche Begleiterin hat, der braucht nicht zu betteln, wenn er seinen Vortheil versteht." Der Alte ließ sich aber dadurch nicht abweisen, sondern streckte die zitternde Hand dem Handelsmann so dicht entgegen, daß diesem zu grauen anfing, und er ihm einen Schilling gab. Er besah ihn sich, steckte ihn in die Tasche, und hielt noch

einmal dem Manne die Hand entgegen: „Schenk mir einen Vierling, einen Vierling." *)

Verwundert über die Dreistigkeit des Bettlers fragte der Mann, wer er denn sey, worauf der Wirth lächelnd erwiederte: „Kennt Ihr denn nicht den alten Triglaff. Es ist der älteste und reichste Mann in Mönchgut, er hat aber nie genug. — Schämst Du Dich denn nicht, alter Nimmersatt, jeden Fremden anzubetteln? Wie viel Stieg hast Du wieder voll gemacht?"

Der Greis ließ sich aber dadurch nicht abschrecken, er hielt murmelnd die zitternde Hand dem Hausirer entgegen, und packte ihn endlich so fest, daß dieser, wie von einem eisigen Druck durchschüttert, zurückfuhr, und schon Willens war, so ungern es geschah, ein neues Geldstück hervorzulangen, als der Wirth ihm davon abrieth: „Gebt ihm doch keinen Pfennig mehr, er nimmt viele hundert Thaler des Jahres ein und giebt keinen Groschen aus. Alles schöne blanke Geld vergräbt er, das cirkuliren könnte.

*) Ein Viergroschenstück.

Sprich, Hans, wie viel tausend Thaler liegen unter der Erde."

Der böse Geist, murmelte der Alte: hat sie so tief gesenkt, — ich kann sie nicht finden.

„Hast Du denn noch keinen Zauberbanner gefunden, der sie Dir wieder hebt."

Sie liegen schon so tief — wir können nicht mehr herunter, — ich bin ein alter Mann.

„Aber die Leute sagen, es wohnte jetzt einer bei Dir, im Erkerstübchen, — der fremde Mann, seit ein Paar Tagen."

Sichtlich verkündete der Blick des Greises eine entsetzliche Angst bei diesen Worten. Er starrte den Wirth an, schüttelte den Kopf, und streckte von neuem die Hand verlangend aus. Die Dirne aber klopfte ihm von hinten auf die Schulter und mahnte zum Fortgehen: „Alter Vater, die Sonne geht unter, Du mußt noch lange gehen bis wir nach Hause kommen, und Du sagtest in der Kirche nach dem Abendmahl, wir müßten vor dem Abend da seyn." Dies befreite den Hausirer, der Alte besann sich, stützte sich auf das Mädchen, und wankte ohne

Abschiedsgruß mit ihr von dannen. Wohlgefällig sah ihr der Hausirer nach, und rief aus: „Wenn der Alte noch gescheut wäre, verließe er Euer Ratzennest, und könnte sein ehrliches erwerben mit dem schmucken, frischen Mädel.”

Die ist so ehrbar wie eine, entgegnete der Wirth.

„Laß nur die Franzosen kommen, Gevatter. Gehört denn das Kind dem grauen Filz zu, oder hat er selbst noch Lust an ihr?”

Behüte, der alte Nimmersatt hat nur Lust am Gelde. Es ist die einzige Verwandte, die er noch auf der Welt hat; ich glaube seines Bruders Enkelin, und dermaleinst seine alleinige Erbin, wenn nicht der Alte auch die noch überlebt, oder sie verhungern läßt, oder sie dem bösen Feind übergiebt um seiner Schätze willen.

„Also er hat wirklich Schätze?” — fiel der Handelsmann mit gierigen Blicken ein.

Mein Gott, kennt Ihr denn nicht den Alten, da Ihr doch viele Jahre hier wart? — Freilich, ich erinnere mich, das Jahr, wo Ihr Euren ganzen Kram hier absetztet, lag er krank

danieder. Daß er nicht aufstehen konnte, wie er sonst jede Nacht that, um nach seinen Schäzzen zu sehen, machte ihn noch immer kränker. Ihr müßt nämlich wissen, daß er jedesmal, wenn er zwanzig Thaler, oder einen Stieg, gesammelt — denn weiter kann er nicht zählen — das Geld in einen Topf thut, und es vergräbt. Er hatte nun schon so viel Töpfe vergraben, daß er es selbst nicht mehr wußte. Als er sich aber erholte, und in der ersten Nacht nachgrub, waren alle Töpfe verschwunden. Es mag wol einer seiner Verwandten sich das Geld geholt haben; er aber glaubt steif und fest, der Erdgeist hätte sie versenkt, und seitdem gräbt er und läßt graben von allen Geisterbannern, die er auftreiben kann, meint aber, die Töpfe sänken mit jedem Jahre tiefer hinab.

„Also dann hat er kein Geld mehr?" fragte der Hausirer.

Doch — manches mag er wol behalten haben; auch hat er seitdem zusammengebettelt und gespart.

Der Handelsmann verfiel in Nachdenken,

als der Wirth ausrief: „Seht, da begegnet er einem Fremden am Kreuzweg. Es scheint ein armer Mensch zu seyn, er sieht so verwildert und blaß aus, der Filz spricht ihn aber doch an.“

Die Armuth ist nicht groß, bemerkte nach einer Weile der Andere: denn der alte Mann sprach ihn nicht zum zweiten Male an, sondern ging zufrieden nach der ersten Gabe davon.

„Sieh auch mal!“ sagte ein junger Bursch: „wie er stehen bleibt und der Dirne so lange nachsieht, jetzt kommt er erst hieher.“

Der besprochene Wanderer trat langsam zu den Versammelten. In einem grauen mantelartigen Oberrocke, einer grünen Mütze, welcher die Borte abgetrennt war, zerrissenen Stiefeln, und dem mit einem Strick um den Rükken gehangenen Kober wäre er, zumal da auch sein Gesicht bei dem vorgeschossenen Barte wenig für ihn sprach, einem Hotelwirthe kein eben willkommener Gast gewesen. Freundlich wurde er jedoch von dem der gastlichen Schenke aufgenommen, als er sich für einen Boten aus-

gab, der, von Wyk auf Wittow nach Anklam bestimmt, hier in Mönchgut Gelegenheit zum Ueberschiffen suche. Daß er einen kostspieligern und ungewöhnlichen Weg eingeschlagen, fand leicht Entschuldigung, weil jeder Bürger in diesen unruhigen Zeiten gern die gewöhnlichen Ueberfahrten, wo die Soldaten ihr Wesen trieben, vermied. Der Wanderer mußte aber lange einer ordentlichen Kost entbehrt haben, denn er verschlang mit seltener Heißgier die auf sein Dringen eiligst zubereitete Suppe, und sprach mit gleichem Eifer den warmen Speisen und stärkenden Getränken zu. Doch mischte er sich zuweilen in das Gespräch der Anwesenden, und warf die Frage gelegentlich hin, ob fremde Schiffe in der Nähe vor Anker lägen? Als er erfuhr, daß es nur einige Dänische Kaper seyen, die eingefangene Flüchtlinge des Schillschen Corps zurückgebracht hätten, schwieg er davon, und erkundigte sich nur nach dem Preise für die Ueberfahrt nach Mönchgut. Auch hier wurde ihm wenig Tröstliches geboten, indem die Eingebornen meinten, beim Sturme, und

da die See unruhig gehe, würde sich schwerlich ein Fischer zu der gefährlichen Fahrt entschließen. Sobald er gegessen, verlangte er nach einem Bette, weil er sehr müde sey, und wurde sogleich vom Wirthe in ein geräumiges Zimmer des Bodengeschosses geführt.

Funfzehntes Kapitel.

Als er die Tritte des Wirthes auf der untersten Stufe der Treppe und dann die äußere Flurthüre zuschlagen hörte, warf sich der Gast ungestüm auf einen Stuhl, und verbarg das Gesicht in beiden vorgestreckten Armen auf dem Tische. In Thränen gebadet erhob er es erst nach einer langen Weile, faltete die Hände, und murmelte ein Selbstgespräch vor sich hin, das halb wie ein Gebet klang.

„Mit diesem Mädchen — schloß er vernehmlicher — aus deren klarem großen Auge Natur und Unschuld lachen, die nichts von den Leiden kennt, die unsere Brust zerreißen, die, gleich einem schuldlosen Engel, fremd auf der Welt ist, unwissend wie ein Kind in der Wiege, mit diesem Mädchen ein Eremitenleben führen auf einer einsamen Insel, wo kein Schiff Nachricht brächte von dem Hinsterben des Vater-

landes, wo wir, völlig entfremdet dem Treiben dieser Welt, den Kindern wieder ähnlich würden, das wäre ein Loos, welches Götter mir beneiden könnten."

Das herunterbrennende Licht und die Mattigkeit des Flüchtlings mahnten ihn zur lange nicht gewohnten Ruhe. Seit vielen Nächten warf er zum ersten Male die Kleider ab und versank in dem hohen Bette. Wie müde er auch war, ließ ihn der Sturm draußen doch nicht so bald einschlummern. Er hörte das Brausen des Meeres von zweien Seiten her, und von manchen Windstößen schien der Giebel des Hauses wie der Gipfel einer Kiefer hin und hergeschüttelt zu werden. Den kalten Zugwind scheuend, verkroch er sich immer tiefer unter dem schweren Federbett, und sah, gedrückt von dessen Last, im Traume alle die unangenehmen oder schrecklichen Bilder, die ihm im Wachen vor die Augen traten, noch einmal so, daß er bald sich nicht anzugeben wußte, was wacher Zustand, was Traum sey? Aus dem Stralsunder Blutbade rüttelte ihn ein heftiger

Stoß. Die Fensterscheiben klirrten, aber von unten schallten wilde Stimmen herauf und andere Gläser klangen: „Noch ein Glas Liqueur — noch eines — eines!" wurde häufig von einer ihm nicht unbekannten Stimme wiederholt. „Ihr trinkt zu viel," glaubte er den Wirth sagen zu hören: „Ihr seyd schon erhitzt, und dann in die kalte stürmische Nacht hinaus!" — „Eben deshalb noch Eines," erwiederte der Trinker, stampfte mit dem Fuße, und sang ein Theodor wohlbekanntes Liedchen. Dann hörte er ihn das Glas heftig niedersetzen und die Thür aufreißen. „Gott befohlen!" sagte der Wirth. Lachend entgegnete der Andere: „Oder dem Teufel," und schlug die Thüre zu. Daß es Julius Stimme gewesen, dafür hätte der Schlummernde sein Leben wetten mögen, er wußte aber nicht, ob er nicht geträumt habe, denn erst ein neuer Orkan brachte ihn wieder zur völligen Besinnung.

Während er darüber nachsann, verlangte die Natur ihr Recht. Er schlief wirklich ein, aber schwer und unruhig zugleich war sein

Schlaf. Man hätte eine Flinte neben seinem Bette abschießen können, ohne ihn zu erwecken, und doch erlebte er so viel, daß der Schlummer keine Ruhe genannt werden konnte. Ein schreckliches Bild trat nach dem andern an sein Bett und rüttelte ihn. Er hatte gestern, beim Eintreten in das Haus, in der Scheune die Hechselmaschine in Bewegung gesehen. Diese sah er jetzt wieder, aber viel größer, die Scheune wurde zum Stralsunder Markte, und statt des Strohes legte man alle seine Kriegsgefährten hinein und schnitt ihnen den Kopf ab. Alles ringsum war Blut. Er sah ein liebes Haupt nach dem andern von der neuen Guillotine herabfallen, und berechnete den Moment, wo auch er von seinem Thurme herabgeholt werden würde. Jetzt legte man die Letzten auf das Brett. Ihn ergriff eine unaussprechliche Angst. Er wollte auch jetzt vom Thurme hinunterspringen, aber am äußersten Rande gereute es ihn, er klammerte sich wieder fest und schrie aus Leibeskräften: „Herbei, zu Hülfe, ich sinke — schafft mich hin zur Guillotine — ich hasse den

Tyrannen — ich will diesen Tod sterben." Von der heftigen Anstrengung erwachte er; er hatte sich fest an dem eichenen Bettgestell angefaßt, während der ganze Körper in Schweiß gebadet war.

„Holla, Teufel, was ist das?" schrie es in seiner Nähe, und der Träumer bemerkte zu seinem Schrecken, daß in allen Betten, welche er beim Besteigen des seinigen kaum im Zimmer bemerkt, sich andere Gäste einquartirt hatten. Alles gerieth in Allarm, und er hielt es für das Gerathenste, still wieder unter sein Bett zu kriechen und die Miene des Schlafenden anzunehmen. Er rief noch einmal mit schwächerer Stimme: „Ich danke Euch — danke, danke — ich bin wieder oben," und ahmte dann alle Zeichen des festen Schlafes nach. Man glaubte ihm, und er hörte einen Scheerenschleifer aus seinem Bette den Anderen zurufen: „Da sieht man doch wie der Mensch im Schlafe nicht mehr Herr über sich selbst ist. So wie mein Schleifrad, wenn es in seine Bewegung

kommt, sich nicht mehr selbst halten kann, und wir sind doch vernünftige Menschen."

Schläft er auch wirklich ganz fest? fragte der Hausirer. Der Schleifer trat an das Bett des ängstlich Horchenden und versicherte es. — Nun dann kann ich Euch wol sagen, fuhr Jener fort, daß es hier wol so seine eigene Bewandniß haben mag.

„Wie so? Was? Woher? Wer ist es?" scholl es von allen Seiten.

Wer es ist, das werde ich Euch heute nicht auf die Nase binden, morgen vielleicht zu seiner Zeit. Daß es vornehmer Leute Kind war, merkte ich ihm gestern schon an, seine Manieren paßten gar nicht recht zum Rocke, aber jetzt an seiner Sprache — und im Schlafe kann sich Niemand verstellen — habe ich ihn wieder erkannt. Es hat seine guten Gründe, warum er so schlecht angezogen geht.

„Hat er Geld bei sich?" fragte der Schleifer.

Hm, das bezweifle ich, — aber es ließe sich wol aus ihm etwas machen; es kann ja ein

Sohn seyn, der den Eltern fortgelaufen ist, seine Beschreibung steht in den Zeitungen, und wer ihn wiederbringt, kriegt ein Douceur. — Ihr möchtet nun wol Alle gern wissen, wer die Eltern sind, aber, prost Mahlzeit, das ist mein Geheimniß.

Der Schleifer meinte, es wäre doch schlimm, daß kein Mensch so viel Gewalt über sich hätte, ein Geheimniß auch im Schlaf zu verschweigen. Der Hausirer erklärte jedoch das Unglück nicht für allzugroß, da es bei den Wenigsten verlohne, ob sie es verschwiegen oder ausplauderten was sie wüßten. Damit endete das Gespräch, und die Bettgenossen bekundeten alsbald durch Schnarchen, daß sie in der That wieder fest eingeschlafen waren.

So leise sich auch Alle bemüht hatten zu sprechen, war dem gespannt Horchenden doch kein Wort entgangen. Die Physiognomie des einäugigen Hausirers, auf welche gestern der Ermattete nicht geachtet, stand ihm jetzt lebendig vor Augen; er wußte, es war jener verdächtige Handelsmann im Schillschen Corps,

der, als feindlicher Unteragent entdeckt, damals kaum dem Tode entrann. Seine dunkelen Reden erschienen für ihn klar. Zauderte er bis zum Anbruch des Tages, war es gewiß, daß der verrätherische Schuft ihn dem Feinde verrathe. Sein Entschluß war deshalb sogleich gefaßt. Er stieg mit der äußersten Behutsamkeit aus dem Bette, warf sich in die Kleider, so gut die Dunkelheit erlaubte, erreichte und öffnete die Thür, ohne daß die festen Männer von dem Geräusch erweckt wären, und tappte glücklich die Treppe hinab bis auf den Hausflur. Aber die Thür war verschlossen, kein Schlüssel zu finden. Die Schenkstube stand offen, er öffnete ein Fenster. In dem Augenblick überkam ihn ein Gedanke der Ehrlichkeit. Es kam ihm unrecht vor, sich fortzuschleichen, ohne die Zeche einem so freundlichen Wirthe zu bezahlen. Schon wollte er etwas Silbergeld auf den Schrank legen, als es ihm einfiel, daß er dadurch nur mehr Verdacht auf sich lade. Einem armen Schlucker, der sich, um der Rechnung zu entgehen, in der Nacht auf und davon

mache, werde Niemand nachspüren; er sprang hinaus, und hinein in den nächtlichen Orkan.

Schon eine geraume Strecke war er vom Wirthshause fort über Gräben und Wiesen gesprungen, ohne zu wissen wohin? Auf einer Anhöhe blieb er jedoch stehen, der Sturm theilte die Wolken, daß der Mond durchscheinend auf Augenblicke die Gegend beleuchtete. Theodor sah die Höhen bei Peerd; im dortigen Fischerdorfe, dem abgelegensten des ganzen Ländchens, dachte er vielleicht Schutz, vielleicht Gelegenheit zum Entkommen zu finden. Allein kaum, daß er einige Schritte gegangen, verschwand der Mond. Er tappte durch Gräben und Hecken, fürchtete schon weit entfernt von seinem Ziele zu seyn, als er, über einen Zaun von weißem Seegras steigend, die Beete und Fruchtbäume eines Gärtchens zu fühlen glaubte. Er ging behutsam eine kleine Allee entlang, und stieß hier an die Wand eines hohen hölzernen Hauses. Ein Geräusch drinnen ließ ihn noch vorsichtiger jeden Laut vermeiden. Aus einer obern Oeffnung leuchtete es wie Fackel-

schein, und mehrere Stimmen flüsterten drinnen. Die Neugier verläßt uns oft auch in der peinlichsten Lage nicht, überdies konnte der Flüchtling ja hier Menschen finden, die seiner sich annähmen. Er suchte nach einer Spalte vergebens umher. Endlich fand er einen gekappten Fichtenstamm, vermuthlich als Pfoste vor der Hauswand eingerammt. Er schwang sich hinauf, und konnte nun durch die obere Luke den innern erleuchteten Raum überschauen.

Es war eine jener unförmlich großen Tennen, wie man sie noch häufig in den älteren Bauerhäusern auf Mönchgut findet, und wie sie auch in den alten Deutschen Gehöften zum Versammlungssaal der ganzen Hausgenossenschaft dienten, während die eigentlichen Wohnzimmer, vernachlässigt und klein, kaum mehr Raum als zur Aufstellung der Betten darboten. Eine Kienfackel, an eine der hohen das Dach stützenden Fichtensäulen befestigt, erleuchtete den großen Raum nur spärlich. Was aber darin vorging, sollte auch wol unter dem Schatten der Nacht verborgen bleiben. Zwei Gestalten,

deren Umrisse Theodor nur allmählig erkannte, waren schweigend beschäftigt mit Knochen und halben Schädeln einen großen Kreis zu legen. Dann grub der Jüngere kleine Löcher an verschiedenen Enden des Saales, worin er einige Kohlen und darauf Rauchwerk streute, welches bald einen erstickenden Dampf und unangenehm starken Geruch durch die ganze Tenne verbreitete. Während alles, was Aberglauben oder Betrug bei Beschwörungen ersonnen, bunt durcheinander getrieben wurde, konnte der eine Mann, hochbejahrt wie es schien, sich des Hustens nicht enthalten, worüber ihn der andere, welcher den thätigen Beschwörer spielte, mehrmals streng zurechtwies. „Gebt Ihr nachher auch nur einen Laut von Euch, oder regt Euch von dem Platze, so seyd Ihr ein Kind des Todes. Denn, daß es ein schrecklicher, verstockter Geist ist, der uns Angst und Schweiß machen wird, könnt Ihr voraussehen."

Auch vor Theodors Augen stieg ein Geist auf, kein Geist, wie er dem Greise erscheinen sollte, aber so finster, daß es ihn kalt überlief,

aus Sorge für einen Freund. Noch war es nur Ahnung, und doch hätte er vorbrechen mögen und den Zauberer beschwören, fortzueilen von da, wo schon ein böser Geist ihn gefangen hielt. Ein Scherz war es nicht, das sagte ihm Alles; aber er konnte sich in dem Manne und in dem Zwecke des Unternehmens täuschen, und innere Angst verschloß seinen Mund.

„Alter," murmelte der Beschwörer: „jetzt Arme und Brust entblößt, erst wird es Schweiß und dann Blut kosten." Sie warfen Rock und Weste ab, streiften die Hemden auf, und gruben in der Mitte des Kreises eine Weile. Nachdem die Erde ungefähr eine halbe Elle tief hier aufgelockert war, traten Beide hinaus, und der Beschwörer ging mit einer Ruthe, Formeln brummend, um den Knochenkreis mehrere Male herum. „Alter," sagte er mit gedämpfter Stimme: „ist das auch wirklich die Stelle, wo er versenkt liegt?" Der Mann zeigte auf die Mitte.

„Jetzt kann er nicht mehr da liegen," sagte Jener nach einigem Sinnen: „es ist nicht

möglich, denn eine Wünschelruthe wie diese, giebt es auf der Welt nicht, und sie zeigt nicht in die Mitte, sondern schwankt am Rande umher. — Alter, deine anderen Geldtöpfe, die rund um stehen, werden die Ruthe abziehen, weil ihr Metall, da sie noch nicht so tief gesunken sind, mehr Kraft übt, als der große Schatz unten. Wir müssen die ausgraben, sonst geht Mitternacht umsonst vorüber."

Der Alte schien ungern daran zu gehen. Endlich gab er doch drei Punkte an. Man grub und stellte herausgegrabene Töpfe in gleicher Entfernung um den Mittelpunkt des Kreises. Der Beschwörer wiederholte jetzt sein voriges Maneuvre, streckte dann die Ruthe immer tiefer, indem er ihr mit dem Kopf folgte, und erhob beide endlich langsam und seufzend mit den Worten: „Sehr, sehr tief! Es wird schreckliche Kämpfe kosten, er wird sich sträuben und viel Blut verlangen. Alter, wirst Du es aushalten können? Wenn er so schrecklich wild heraufkommt?"

Ja, ja, zitterte der Alte: ich will was mein ist.

„Aber wenn er dein eigenes Blut, das Blut einer reinen Jungfrau will."

Wenn es seyn muß, ich will mein Eigen haben. Sie steht ja gebunden in der Kammer. — Ihr kleiner Finger — die Zehen, das wird doch genug seyn?

„Oder auch ihre Hand, wenn er Blut riecht, ist er unersättlich, wie Du nach Geld. — Jetzt stelle Dich, weit vom Kreise, an den Pfeiler, und klammere Dich fest an, daß er nicht mit seinen langen feurigen Krallen Dich losreißt und mit sich herunterzieht. Bete nicht, und denke auch an nichts Heiliges; das könnte Alles verderben."

Der Greis that, wie ihm geboten wurde. Der Beschwörer warf heimlich eine Kohle in die mittlere Grube, und begann außerhalb des Kreises mit schrecklichen Gebärden fürchterlich tönende Formeln zu sprechen. Jetzt schlug es vom Kirchthurm zwölf; der Wind heulte durch den Giebel des Hauses. Der erste Theil der

Beschwörung schien vorüber, und murmelnd: „Er will Blut,“ nahm er aus einem Bauer einen Vogel, schnitt ihm den Kopf in der dabei stehenden Hechselmaschine ab, und warf ihn vor den Augen des Greises in die Grube. Ein heller Blitz flammte heraus und erleuchtete den Flur. Offenbar hatte er mit dem Vogel zugleich Pulver in die Grube fallen lassen, das sich an der Kohle entzündet; der Greis aber sank schreiend nieder.

„Habt Ihr den Geist nach Euch langen sehen?“ fragte der Beschwörer hinzutretend. — „Mit feurigen Augen,“ antwortete der Andere. — „Wäre ich nicht dazwischen getreten, hatte er Euch gefaßt. Ich muß Euch mit meinem Gürtel an den Pfeiler binden, sonst ist es mit Euch aus, denn er will viel mehr Blut, und wird viel schrecklicher wiederkommen.“

Der zitternde Alte war zum Spielball des Gauklers geworden. Festgebunden an der Säule sah er einen schwarzen Kater auf gleiche Weise schlachten und in die Grube werfen, worauf eine noch mächtigere Flamme bis in die Spitze

des Daches stieg. Wimmernd hielt sich der Alte an die Säule, sein Zähneklappern klang fürchterlich für den Zuschauer. Eben sann er, wie das frevelhafte Spiel zu stören, als der Beschwörer aus der Kammer ein halb entkleidetes Mädchen, dessen Hände auf den Rücken gebunden waren, hereintrug. Sie sträubte sich und schrie heftig, als sie das Feuer, Blut und den gebundenen Alten erblickte. Im Vorbeitragen hörte Theodor wie der Peiniger ihr zuflüsterte: „Kein Haar soll Dir gekrümmt werden, schreie nur etwas, wenn ich Dich an's Messer halte, kein Blut, nur zum Schein. Ich will Dich hinführen, wo es Dir besser gehen soll, als bei dem Geizhals." Das Mädchen aber mochte die Sprache nicht verstehen, oder ihr nicht trauen, — sie rang mit ihm, und schrie aus Leibeskräften als er ihre Hand auf die Maschine legte. Die Fackel knisterte jetzt hell auf, vermuthlich an dieser Stelle mit Pulver versetzt, und im Feuerregen erkannte Theodor das schöne Mädchen, das ihm am Abende begegnet war. Wuth übermannte ihn, und er

rief mit der ganzen Gewalt des Zornes: „Julius von *** was beginnst Du?"

Seine Stimme hatte eine fürchterlichere Wirkung, als er voraussehen mochte. Ein allgemeiner Schrei betäubte ihn. Julius — denn daß dieser der Geisterbanner gewesen, darin war Theodor mit jedem Moment mehr bestärkt worden — stand einen Augenblick leichenblaß ohne Regung da; dann, als er, starrend in's Dunkle, Niemand erblickte, schrie er laut auf, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, und stürzte umgewandt zu einer von Theodor bisher nicht bemerkten Nebenpforte hinaus. Er hörte, wie der Verzweifelnde in unbedachter Hast über die Hecken fortsprang, und ihn reute des Freundes. So schnell er jedoch hinunterstieg, und um die Ecke des Hauses dem Entfliehenden nacheilte, konnte er ihn doch nicht mehr erreichen. Querfeldein stürzte dieser, wie von einem bösen Geist getrieben, und hörte nicht auf den Freund, der seinen Namen ihm so lange nachrief, bis die Gestalt des Laufenden fern im Schatten verschwand.

„So also sollte ich ihn zum letzten Male sehen!" sagte Theodor, und wandte sich von der Verfolgung nach dem Hause, um drinnen Trost und Hülfe zu bringen, vielleicht auch zu finden.

Sechszehntes Kapitel.

Als er in die große Halle zurücktrat, beleuchtete die erlöschende Fackel nur noch spärlich die gestörte Scene. Jammernd und betend lag das Mädchen am Boden und machte fruchtlose Anstrengungen, ihre Hände aus den Banden loszureißen. Noch heftiger fuhr sie zusammen, als Theodor eintrat, und es kostete ihm alle Mühe sie zu überreden, daß er kein Geist sey, vielmehr ihr Retter, welcher den Gaukler verscheucht habe. Sie schien nur einzelne Worte seines, ihr fremden, Hochdeutsch zu verstehen, und erst als er ihre Bande zerschnitten, und nun, die Fackel wieder anfachend, vor sie hintrat, las das Mädchen aus seinem freundlichen Auge Trost. Eine Weile sah sie ihn an, und stürzte dann im Uebermaß der Freude und des Dankgefühls ihm zu Füßen. Von ihren Worten verstand auch er nur wenige; diese wenigen

und ihre lebhaften Gebärden deuteten aber ihren Wunsch an, daß er mit ihr fliehen, und sie aus den Händen des alten Geizhalses erretten möge.

Mit der Fackel trat er jetzt zu diesem, um auch ihn aus seinen Banden zu erlösen. Der Greis war, übermannt von dem Schrecken bei der letzten Erscheinung, an dem Pfeiler niedergesunken. Theodor schnitt den Riemen entzwei, ohne ihn deshalb zu befreien. Die schwache, nur von der Geldgier noch angefachte Lebensflamme, war aus dem Körper entflohen, und das fleischlose Knochengerippe sank regungslos auf den Boden. Theodor fühlte in diesem Augenblicke mehr Entsetzen, als während der furchtbarsten Beschwörungs-Ceremonien. Der Greis, der, über den Rand des Grabes hinaus, von nichts Schönem und Edlem, was das Leben uns bietet, nur von einer freude- und genußlosen Sucht nach halbem Besitze daran festgehalten wurde, war im Tode ein fürchterlicher Anblick. Er konnte es nicht länger ertragen, die großen Augen offen zu sehen, die

glanzlos noch immer mit unstäter Gier umherzusuchen schienen, und wandte sich um, nachdem er sie schnell zugedrückt hatte.

Auch auf das Mädchen schien nur der Schreck, nicht die Betrübniß um den Tod eines Verwandten, Eindruck zu machen. Sie wußte kaum anzugeben, wie sie mit ihm verwandt sey, und erzählte, daß ihr Großvater sie auf dem Sterbebette dem alten Triglaff, als seinem einzigen Verwandten, vermacht habe, daß ihr Großvater, obgleich über achtzig Jahr, ein viel jüngerer Mann als der eben Gestorbene gewesen, und sie diesem als Magd dienen müssen, wo es ihr sehr übel gegangen. Doch habe er ihr zuweilen gesagt, daß sie, da alle seine Blutsfreunde ausgestorben, dereinst sein Gut erben werde. Sie versicherte mehrere Mal, keine Schwestern, keine Brüder, Niemand zu haben, der sie anginge, und schmiegte sich dabei weinend an Theodors Brust, daß er die Sprache der Natur nicht verkennen konnte. Als er sie küßte, was sie ohne Sträuben zuließ, fragte sie ihn treuherzig: ob er bei ihr bleiben

und das Gut bewirthschaften wolle? Er wußte nicht, daß eine Sitte auf Mönchgut den Erbinnen der meisten Höfe seit uralter Zeit vergönnt, sich selbst den Ehegefährten wählend, ihre Hand den jungen Burschen anzutragen. Er hielt es rein für den Ausdruck übermächtiger Gefühle, der ihm um so natürlicher und lieber vorkam, als er selbst allen Verhältnissen des Lebens den Krieg erklärt hatte.

„Wenn Du mein willst werden, armes Mädchen," sagte er sie an sein Herz schließend: „so mußt Du mit mir fliehen — weit in die weite Welt; ich bin ein Flüchtling, aus seinem Vaterland verstoßen. Die Feinde sind auf meiner Spur, und der schmähliche Tod ist, wenn sie mich finden, mein Loos."

Davon verstand sie zwar wenig oder nichts, als er ihr aber deutlich machte, daß die Franzosen ihn verfolgten, und es ihm an's Leben gehe, wenn sie ihn einholten, daß er noch heute aus der Insel fort müsse, sprach sich ihre Sorge für ihn so lebendig aus, wie es der Verlassene lange entbehrt hatte. Sie sprach, drückte ihm

die Hand, deutete auf's Meer, und gab ihm zu verstehen, daß sie selbst ihn fortschaffen wolle. Sie flog darauf mit unglaublicher Behendigkeit in die Kammer, kam in ihrem Sonntagsanzuge wieder, und brachte für Theodor, ihn vor der nächtlichen Kälte auf dem Meere zu schützen, mehrere Decken mit. Darauf holte sie Lebensmittel, füllte Theodors Kober, und lud sich selbst einen schweren Korb voll. Entzückt sah der Flüchtling ihrem emsigen Treiben zu, und als sie wieder neben ihm stand, stumm mit den Blicken ihn fragend: was er befehle, schloß er sie noch einmal mit unendlicher Inbrunst in seine Arme.

„Du reines, herrliches Kind der Natur, jedem ihrer Winke folgend: Dich der Welt rauben, wäre ein Frevel. Aber ich muß es, der Himmel selbst weis't Dich mir zur Gefährtin auf meiner Eremitenbahn. — Kind, willst Du mit mir fliehen, willst Du mich begleiten weit weg, und es für immer aufgeben dein Vaterland wiederzusehen?"

Halb hatte sie ihn begriffen; als er ihr

durch Zeichen den Sinn seiner Rede völlig klar machte, versicherte sie, wohin er wolle, ihm zu folgen. Schon waren Beide im Begriff aus der Hütte herauszutreten, als das Mädchen sich umkehrte, und ihren Begleiter auf die ausgegrabenen Geldtöpfe aufmerksam machte. „Willst Du das nicht mitnehmen,” sagte sie in ihrer Sprache: „es ist ja alles mein.” Theodor stand einen Augenblick an. Es kam ihm unredlich vor, von diesem Gelde Gebrauch zu machen. Bald schwand indessen die Bedenklichkeit, da es seine heiligste Pflicht war, für ein Mädchen zu sorgen, das sich ihm so willig überließ, seine eigene Baarschaft aber kaum ihn in ferne Lande tragen konnte. Er band den nicht unbeträchtlichen Schatz zusammen, aber der Todte starrte ihn noch an, als er sich der Schwelle näherte. Das Mädchen las aus seinen Augen, was ihn zaudern machte.

„Sie werden ihn schon begraben,” sagte sie: „Das thun die Aeltesten im Dorfe. — Der Hahn hat schon gekräht, — wenn die Franzosen kommen —!”

Verleihe Dir Gott denn Ruhe dort oben und vergebe deinem Mörder! — Damit trat er, am Arm des Mädchens, aus der unheimlichen Hütte. Gertrud, so war ihr Name, machte sich aber noch einmal von ihm los, und schloß die von ihm offen gelassene Thüre fest zu, sie begnügte sich nicht damit, sondern setzte noch mit großer Anstrengung einen Balken dagegen. Auf seine Frage weshalb? antwortete sie: „Damit er uns nicht nach kann; denn der alte Urgroßvater liegt gewiß nicht still, er konnt' es ja nie im Leben, und nun laufen wir ihm noch mit dem Gelde fort. Sieh Dich ja nicht um, denn hinter mir raschelt es im Laub." Theodor hätte über die Einfalt des Mädchens nicht lächeln können, und wäre er auch unter sorgenloseren Verhältnissen durch die öde Nacht gegangen. Es lag so viel Natur in ihrer Vorstellung. Haftete je eines Menschen Geist unnatürlich fest an der Erde, so war es der des Alten. Wie sollte dieser Geist nun, der schon längst über den Leib hinausgelebt hatte, plötzlich durch das zufällige Hinsterben der letzten

Körperkraft von dem Gegenstande weichen, in dem er fast seit einem Jahrhunderte nur gelebt hatte?

Er sah sich nicht um, und wenn das Strauchwerk, durch welches sie sich Weg gebahnt, hinter ihnen zusammenschlug, und der Wind in den noch wenig belaubten Eichenästen rauschte, konnte der muthige Mann sich eines Schauders nicht erwehren. Indessen erreichte er unter der geschickten Leitung seiner landeskundigen Führerin bald das Meeresgestade. Der Sturm hatte sich etwas gelegt. Noch unruhig zwar, war doch die weite blaue Meeresfläche ein herzstärkender Anblick für den durch so wunderbar peinliche Auftritte Geängstigten. Gertrud war mit unglaublicher Behendigkeit vor seinen Augen den steilen Uferrand hinabgestiegen; er vermochte nur mit Mühe, obgleich weniger belastet, ihr zu folgen. Lächelnd kehrte sie sogar einige Schritte wieder zurück, und half ihm hinunter.

Am Meeresrande stand ein kleiner Segelkahn; Ruder und was zum Fahren gehört, fand sich darin. Es wurde ihm nicht unwahrscheinlich,

daß

daß sein unseliger Freund, der, nach des Mädchens Aussage, als die Dänischen Kaper zwei Schiffe mit Schills Anhängern genommen, zu dem Alten heimlich geflüchtet war, diesen Kahn zu seiner eigenen Flucht mit dem Gelde, vermuthlich auch mit der geraubten Dirne, vorbereitet habe. Erst als Beide den von dem steinigen Gestade losgerückten Kahn bestiegen hatten, fragte er die Begleiterin: „Gertrud, kannst Du auch den Kahn auf der bewegten See regieren?" — Ich müßte ja nicht in Mönchgut geboren und mit dem Großvater oft zur See gegangen seyn, antwortete sie mit Lächeln das Segel aufziehend: Aber wohin soll es denn gehen?

Daran hatte Theodor selbst noch nicht gedacht. Er sah hinaus auf das weite Meer, und sein Auge traf auf einen weißen Felsenwall, der, von dem eben freigewordenen Monde beschienen, majestätisch aus der dunkelblauen Fluth hervorragte. „Sind das Klippen?" fragte er! — Nein, es ist eine ganze Insel. — „Wie heißt sie? Wer wohnt da?" — Es wohnen

nur ein Paar Bauern darauf, es ist die Greifswaldische Oie.

Theodor erinnerte sich der Insel, die er vor wenigen Tagen von den Hünengräbern aus gesehen. Er vermuthete sie aber nicht so nahe liegend. „Steure dahin, liebes Mädchen, da wollen wir ruhen, und dann bedenken, wohin weiter."

Sie lächelte ihn an: Du glaubst wol es ist so nahe? Wenn auch der Wind gut geht, kommen wir doch erst nach Sonnenaufgang an. Aber vor den Franzosen bist Du da sicher.

„Wie so, Mädchen?" fragte er begierig.

Da traut sich keiner hin. Die Englischmänner legen oft an; und mit diesen nehmen es die Franzosen nicht auf. Es kommt auch von uns selten einer auf die Oie.

„Dorthin, dorthin, liebes Mädchen!" rief er froh aus, und Gertrud faßte das Steuer und zog die Segelstange. Der Wind blies günstig. Der Kahn durchschnitt die noch hohen Wellen, und bald waren sie auf offener See. Der Mond strahlte immer heller, und ihnen das

Eiland entgegen. Theodor erhob sich von seinem Sitze, und an den Mast gelehnt, rief er aus:

„Willkommen, glänzendes Eiland! Von allen Banden der trüben, hoffnungslosen Wirklichkeit löset mich der Himmel, um mir Alles, was ich wünschte, im Reiche seliger Abgeschiedenheit zu schenken. Ein Mädchen, das, mich liebend, die Welt verläßt, ein stilles Fleckchen, wo ich mein Leben in der Vergessenheit alles dessen, was es einst aufregte, leidenschaftslos verbringe, und, — ein Grab dereinst dem friedlichen Wanderer; — ihr Thoren dahinten, beneidet mein Glück."

Da faßte ihn aber von hinten eine starke Hand an der Schulter und zog ihn nieder: „Herunter, und setz' Dich auf den Boden, denn Du thust ja doch nichts am Mast, und hinderst mich nur, daß ich nicht geradeaus sehen kann. Der Wind geht viel stärker und wir müssen Obacht haben."

Schon vor Sonnenaufgang hatte sich der Hausirer aus dem Bette und der noch dunkeln Stube fortgeschlichen, und auf den Weg nach

Putbus gemacht. Nachdem er kaum eine Stunde gegangen, fand er bereits den Zweck seiner Wanderung erfüllt. Ein Trupp Französischer Soldaten kam ihm entgegen, bestimmt zur Besetzung der Halbinsel Mönchgut, und unter ihrer Escorte ein höherer Beamter, welcher die natürlichen Häfen der Insel besichtigen und mit den Befehlshabern der Dänischen Schiffe wegen der gefangenen Ausreißer des Schillschen Corps Rücksprache nehmen sollte. Ehrerbietig zog der Hausirer die Mütze ab, und berichtete in aller Kürze, daß in der Dorfschenke ein Flüchtling übernachte, den er für einen dem Herrn Commissair sehr wohlbekannten Officier des ehemaligen Freicorps halte.

Ein wildes Feuer sprühte aus den Augen des Beamten. „Spitzberg," sagte er: „wenn Du Wahrheit berichtest und dieser Mensch gefangen wird, kannst Du auf meine Dankbarkeit rechnen. Es ist doch der Julius von ***?"

Die Namen beim Corps, Herr — Dupré, habe ich nie behalten können; aber es war der junge Officier, auf den Sie immer Ihr beson-

deres Augenmerk hatten. Er sah Sie oft ziemlich scheel an, und wies Ihnen häufig den Rükken recht offenkundig.

„Er ist es, — er mußte unter den Elenden seyn, welche die Dänen fingen, und doch wurde er nicht ausgeliefert. Es trifft zusammen. Schaff' ihn mir — den Todfeind, murmelte er leiser — und ich will kein Geld sparen."

Man besetzte mit aller Eil und Vorsicht das Dorf und umzingelte die Schenke. Die Soldaten drangen mit dem Bajonet in die obere Schlafstube. Noch lagen der Schleifer und die anderen Gäste im festen Morgenschlafe, das Bette des Geächteten aber stand leer. Dupré überließ sich den Ausbrüchen einer Wuth, wie sie der Hausirer an dem Manne, der so ganz Herr seiner selbst war, nie bemerkt hatte. Man entdeckte das offene Fenster, seine Fußtapfen in den Beeten des Gartens, und dem erfindungsreichen Handelsmann gelang es bald seiner fernern Spur zu folgen.

Die Thür der Hütte des Greises wurde

erbrochen, und man fand dessen Leichnam auf dem hier und dort aufgewühlten Boden. Die Knochen und anderen Präparate verriethen deutlich, was vorgegangen war, und die Nachbarn kreuzten sich, als sie die einzige Hausgenossin des Alten vermißten. „Er hat sie dem Leibhaftigen geopfert," raunte man sich in's Ohr. Oder, sagte der Hausirer: sie ist mit dem Gaukler davon gelaufen. — „Wohin?" rief Dupré aus, dem der Zusammenhang im Augenblicke klar geworden. — Auf der Insel wird er nicht geblieben seyn, meinte der spürende Agent: drum laßt uns nach den Kähnen sehen.

Am Gestade vermißte man das größte der Böte. „Wohin können sie in der stürmischen Nacht entflohen seyn, auf einem offenen Boote?" fragte Dupré, unwillig die Meeresfläche musternd. Der Wind ging Nordwest, antwortete man: sie können daher nur nach der Oie oder in's offene Verderben gesegelt seyn. Dupré stampfte auf den Boden, und befahl, die beiden übrigen Kähne in Stand zu setzen, um sogleich ein Detaschement überzufahren Man

erwiederte ihm: die Oie bilde häufig einen Stapelplatz für Englische Fregatten, noch nie habe sich ein Franzose hinüber gewagt, das Meer sey gefährlich dazwischen. Er hörte kaum auf den Einwand, dessen Grund ihm der Augenschein lehrte: der Wind hatte sich so total gewendet, daß er fast im Südost von der Insel herwehte.

Als er, um sich zu überzeugen, auf das äußerste Vorgebirge trat, glaubte er etwas Schwarzes, von den Wellen getragen, zu erblicken, das der Wind gerade auf die Küste zutrieb. Es war ein umgeworfener Kahn. Die Bauern am untern Strande fingen ihn auf, und erklärten ihn für den aus ihrer Bucht gezogenen. Man äußerte die Vermuthung, daß der am Morgen mit erneuter Stärke ausgebrochene Sturm die Fliehenden in offener See ereilt und den Kahn umgeworfen habe. Sonst fand sich nichts, was diese Vermuthung hätte bestärken oder entkräften können. Dupré sah lange mit starrem Blick in die Wellen, und stieß dann für sich tonlos die Worte aus:

„In dem Elemente sollte er also sein Grab finden! Ich hoffte von ganzem Herzen, mit dem Thoren noch einmal, ehe wir Beide schieden, zusammenzutreffen. Ich hätte dann anders mit ihm gesprochen, diesem einen einzigen, den ich auf dieser erbärmlichen Erde meines ganzen Hasses werth hielt.“

Siebzehntes Kapitel.

„O ihr Thoren, die Ihr in jenem Strudel, Leben genannt, unaufhörlich nach dem Glücke hascht. Köder sind es, an der Angelruthe des Ehrgeizes, der Habsucht, der Eitelkeit; unglücklich wer, ohne das Ziel zu erreichen, rastlos umhertreibt, unglücklicher wer es zu fangen wähnt, und, aus dem Strudel gezogen, im Erwachen von der schrecklichen Selbsttäuschung qualvoll dahin stirbt. Das Ziel des Lebens ist, aus dem Leben hinaustreten, und in seliger Abgeschiedenheit seine Thorheiten belächeln. Hier stehe ich, ein freier Mann, glücklich durch ein theures Weib; glücklich, weil ich aus dem Strudel eine Landspitze gewonnen, wo kein Napoleon, keine Volkswuth, kein Nationalhaß mich beunruhigen können. Ich weiß nichts von dem, was auf der Welt vorgeht, ich werde nichts davon erfahren. Die schlechte Gegenwart aus

dem Buche meines Lebens auslöschend, wohnt mein Geist in der bessern Vorwelt. Alle Keime des Edeln und Schönen sammle ich und pflege ich im Geiste zur Saat für die bessere Zukunft."

So sprach Theodor, sein blühendes Weib umarmend, und trat aus der Hütte, welche er mit diesem seit einigen Wochen bewohnte. Er stieg die nächste Höhe langsam hinan, indem sein Blick noch oft zurückschweifte, um dem ihrigen zu begegnen. Zuletzt verschwand sie, und er stand auf der Anhöhe, die öde Gegend betrachtend. Die Hütte war von den einfachsten Materialien in einer kleinen Schlucht oder Spalte des felsigen Ufers erbaut, so daß man sie weder vom Lande noch von der See aus in der Ferne erblicken konnte. Es war jetzt sein Geschäft, Strauchwerk und wilde Birnbäume ringsum anzupflanzen, um der Gegend ein noch unwohnlicheres Ansehn zu geben, und den kleinen Garten, welchen er im Begriff war an den beiden Seiten der Schlucht anzulegen, vor den Augen der Fremden, die etwa der Zu-

fall in diese Gegend führte, zu bewahren. Nicht daß er hier ein wüstes nur von den Seevögeln bewohntes Eiland gefunden; es war vielmehr die bewohnte und bewirthschaftete Insel, genannt die Greifswaldische Oie. Er hatte sich aber auf der unfruchtbarsten Spitze derselben, welche zugleich am entferntesten von allen Gehöften lag, angesiedelt, um wenigstens vor den Fremden, die gelegentlich hier landen, verborgen und gesichert zu bleiben.

Im Schweiß seines Angesichts arbeitete er jetzt täglich, nachdem das innere Hauswesen besorgt war, an der Anlegung des kleinen Gartens. Das steinartige Erdreich von gehärtetem kreideartigen Ton widerstand zwar nicht seinem Grabscheid, kostete aber viel Mühe und Zeit. Es war jedoch damit noch nicht alles gethan, sondern er mußte die Erde aus einer entfernteren Gegend herbeischaffen, wobei er oft Tagelang arbeitete, ohne mehr als ein kleines Beet zu Stande zu bringen. Alle Arbeit versüßte ihm indessen sein Weib, wenn sie mitten in seiner Beschäftigung aus der Hütte zu ihm heraus-

trat, ihm Erfrischungen zu bringen oder ihn zu unterstützen.

Er hatte schon mehrere Stunden getragen, gegraben und gepflanzt, als einige Bauern herankamen, und in seine Hütte den Hausbedarf von Brot, Eiern, geräuchertem Fleisch und dergleichen brachten, was nach einem Vertrage mit ihnen in der Regel wöchentlich geschehen sollte. Sie grüßten ihn freundlich und ehrerbietig zugleich, verweilten aber, als sie ihre Bürde abgelegt hatten, länger als gewöhnlich in der Nähe, indem sie dem emsig Arbeitenden verwundert zusahen. Endlich trat ein durch sein Alter ehrwürdiger Bauer zu Theodor, und redete ihn an:

„Junger Herr! Wir sehen Euch da so anstrengend arbeiten, als wir es kaum unseren Ochsen, geschweige denn unsern Knechten zumuthen würden. Ihr seyd nicht dazu geboren und nicht dazu erzogen, und wie Ihr Euch auch Mühe gebt, so schafft Ihr doch darum kaum so viel als unser Einer. Ihr habt uns, als Ihr auf die Insel kamt, ob wir Euch wol

gern als Gast aufgenommen hätten, so viel an Geld und Geldeswerth gegeben, daß es mit dem Flecken unfruchtbaren Landes, dem Bischen Holz und Zuwachs, den wir Euch liefern, von unserer Seite nicht abgethan ist. Wir werden Euch noch viel schuldig bleiben, und überdies ist es uns werth, einen gelehrten Mann auf der Insel zu haben, und besonders einen, der wie Ihr die Baumzucht und das Forstwesen versteht. Thut uns darum den Gefallen, und nehmt auch unsere Dienste an. Es sind so viel junge Burschen und Knechte hier auf der Oie, daß tagtäglich recht gut Einer eure Arbeit verrichten kann, und wenn Ihr dann Lust habt mitzuarbeiten, so steht Euch das ja noch immer frei."

Theodor hörte mit Wohlgefallen dieses freundliche Erbieten. Auf sein Grabscheid gestützt, antwortete er Ihnen: „Ihr guten Leute, ich danke Euch von Herzen für euren guten Willen. Ist denn aber arbeiten keine Lust? Ich bin hiehergekommen, um zu arbeiten, denn der Mensch ist zum arbeiten bestimmt,

und wer nicht arbeitet, verfehlt seine Bestimmung.

„Ja, arbeiten," fiel der Insulaner ein: „arbeiten soll wol Jeder, aber deshalb doch nicht Jeder den Pflug führen und den Spaten."

Eben der Landbau; den Boden, den er bewohnt, die Mutter Erde, die ihn geboren hat, soll der Mensch bearbeiten. Das ist die ursprüngliche Bestimmung des Einzelnen und der Völker. Hätten die Menschen daran festgehalten vom Uranfange an, so wären noch die Zeiten der Eintracht und der Glückseligkeit; es wäre kein Blut geflossen, kaum das der Thiere, denn der Mensch, der die höchste Stufe der natürlichen Ausbildung erreicht hat, der Indier, lebt ohne Fleisch, von Pflanzen und Gerüchen. Seine gütige Natur reicht ihm in Fülle Alles dar, weil er genügsam mit Wenigem zufrieden ist.

„Das verstehen wir nun nicht, aber bei uns auf der Oie wächst außer dem Getreide kaum die Kartoffel; da würde es schlimm seyn, wenn wir kein Fleisch hätten, und keine Getränke uns aus Pommern holen könnten."

Ihr habt ja Wasser, das Getränk, was der Himmel selbst dem Menschen bestimmte.

„Ja Wasser wol, aber es hat doch immer einen salzigen Meergeschmack, daß wir es kaum rein trinken können. Und wenn man die Woche über Wasser getrunken, will man doch am Sonntag was anderes genießen, eben so, wie wenn man die Alltage gearbeitet, man an den Feiertagen sich lustig machen will. Und wie die Tage verschieden sind, so sind es doch auch wol die Menschen."

Theodor schüttelte den Kopf: „Sie sind es geworden, aber sie waren es nicht. Als Jeder in jener glücklichen Vorwelt noch allein sein Feld bestellte, war er auch zugleich sein eigener Handwerker. So lebte er in Frieden für sich, da seine Beschäftigung ihm nicht erlaubte, sich um die Anderen zu kümmern; und dahin müßte es zurückkommen, sollte der Friede zur Erde wiederkehren, jedermann ein Bauer —

„Aber," unterbrach ihn der Redner: „wo bekämen wir denn Bier und Brantwein, unsere Uhren, die Gebetbücher und die Kalender her?"

Das versteht Ihr nicht, gute Freunde. Doch glaubt mir, daß ich es für das höchste Glück meines Lebens achte, alle Bequemlichkeiten vergessend, hier als Bauer zu leben und zu sterben. Ihr könnt mir nicht mehr gefällig seyn, als wenn Ihr das haltet, was Ihr mir bereits feierlich versprochen, daß Ihr keinem Fremden meinen Aufenthalt verrathet, und keiner von Euch mir oder meiner Frau von dem, was außer diesem Felsen vorgeht, Nachricht gebet, oder auch nur in unserer Gegenwart davon sprecht. Ich will, so lange ich lebe, nichts von dem erfahren, was sich im Leben ereignet, um ruhig und sorgenlos mein Haupt dereinst auf's Kissen zu legen.

„Das haben wir Euch ja schon fest und unverbrüchlich zugesagt," erwiederten die Insulaner: „und darauf werden wir halten, so lange bis unsere Insel von den Wellen untergraben ist."

Alle schüttelten ihm hierauf nach der Reihe die Hand und entfernten sich. Er folgte ihnen nachdenkend eine Weile mit den Blicken. Die

letzte Anspielung der Bauern war kein leeres Wort. Auch dies letzte Asyl des Verbannten, gegenwärtig sein Paradies, sieht dem Untergange, und noch ehe der aller Dinge eintritt, entgegen. Ganz verlassen steht die kleine Insel mitten in der Ostsee, und die Meereswogen wühlen in jedem Herbste gegen ihre Thonwände. Was diese von festerem Gestein enthalten, das liegt schon herausgespült weit umher am Strande. Das Erdreich verbindet sich, aufgelös't, mit dem Elemente, und in Jahrhunderten möchte die Greifswaldische Oie verschwunden seyn, und eine Sandbank den Ort, wo sie gestanden, bezeichnen.

„Alles, alles reift seiner Auflösung entgegen, und was nehmen wir mit?" rief Theodor für sich, und arbeitete wieder angestrengt, um die trüben Gedanken zu verscheuchen. Als er erschöpft nach einer Weile inne hielt, fühlte er einen sanften Druck um den Hals. Gertrud stand neben ihm mit einem Korbe Eßwaaren. Er umschlang sie, und stand einige Minuten an ihrem Halse ausruhend: „Das ist Selig-

keit," sagte er: „die mir kein Napoleon gewährt, kein Enthusiasmus für Vaterland und Freiheit, Begriffe, die der Geist kaum faßt, während sie trunken die Zunge lallt. Gertrud, sprich, hier willst Du ewig mit mir bleiben."

Die junge Frau, der die Liebe sehr bald die Sprache des Geliebten hatte verstehen lehren, wenn ihr auch noch häufig der Sinn der Worte entging, antwortete ihm, daß sie ihm das ja schon längst versprochen hätte. Beide setzten sich auf einen bemoos'ten Stein und verzehrten ihr kleines Mahl, von dem Theodor versicherte, daß es ihm besser munde, als je eines. Gertrud freute sich wol, und sah ihn lächelnd an während er aß, aber sie schwieg meistens, und er mußte aus ihren Blicken die Antworten auf Fragen lesen, deren Bedeutung sie nicht verstand, und auf deren Aussprache auch in der That nicht viel ankam. Es fiel ihm auf, daß sie mit ihren Blicken ihn dann am aufmerksamsten verfolge, wenn er eine Schüssel eben leeren wollte. Sie riß sie ihm sobald er den letzten Bissen zum Munde ge-

führt, fort, und packte sie sorgfältig in den Korb. Zuerst wollte ihn dies verdrießen, weil er darin eine Nichtachtung auf seine Reden bemerkte, bald aber entschuldigte er dies Benehmen mit dem zarten weiblichen Ordnungssinn, der sich nirgends verläugnen könne. Als sie Alles eingepackt hatte, und sich wieder auf den Weg machen wollte, drückte er sie noch einmal an die Brust und fragte:

„War es nicht gut, daß wir den Kahn, der uns herübertrug, den Wellen wieder übergaben, so auf immer getrennt von dem Lande drüben; vielleicht von den Wenigen, die sich unser erinnerten, für todt gehalten, für verschlungen von den Wellen?" Gertrud bejahte die Frage mit stummem Kopfnicken wie sie gewohnt war. Ihr Gatte aber mußte seiner Seligkeit noch Luft machen: „Hätten wir jemals drüben Augenblicke wie diesen genossen? Wo stände drüben eine so bescheidene Hütte, der selbst umhegte Garten? Wie könnte uns drüben ein einfaches Mahl so munden, als hier nach vollbrachter Arbeit?"

O ja! erwiederte Gertrud: aber drüben hatten wir eine eingerichtete Wirthschaft, Feld und Vieh, und wenn Dir nicht die Franzosen aufgepaßt hätten, so war's in Mönchgut Alles viel bequemer und schöner und größer.

„Aber; liebe Gertrud, der Geist des alten Triglaff mit seinen gierigen Augen, mit den zitternden Gliedern, hätte uns bei Tag und Nacht umschwebt, mißgünstig, daß wir seine Schätze verzehrten. Und in der Welt giebt es viele, viele Triglaffs, wenn sie auch nicht so alt und häßlich sind als der Gestorbene. Wer weiß, ob nicht in uns selbst der Geist des unglücklichen Alten gefahren wäre."

Wo Du bist, will ich auch seyn, sagte die junge Frau, und ging in die Hütte zurück, nachdem sie ihren Gatten herzlich geküßt hatte. Theodor sah ihr einen Augenblick nach, dann aber vermochte er es nicht länger zu verweilen; er folgte ihr in die Hütte.

So vergingen Wochen, ohne daß Theodor aus dem kleinen Bezirk seiner Wohnung hinausgetreten wäre. Während er sich aber täglich

vorpredigte, das höchste Glück des Lebens beruhe in der Selbstbeschränkung, stand er doch zuweilen Stundenlang am Meeresufer, und sah dem eintönigen Spiele der Wellen zu, die ihm wie Stimmen aus der Ferne über die weite See herüberklangen. Er hörte nur ihren letzten ersterbenden Laut, ohne den Sinn zu verstehen; um desto sehnsüchtiger klang ihm aber die geheime Stimme. Er stellte Gertrud vor, daß es gut für die Wirthschaft sey, wenn sie einen Kahn besäßen, um den kleinen Bedarf an Fischen für ihre Hütte selbst einzusammeln. Dazu durfte die Bewegung des Ruderns für seine Gesundheit zuträglich seyn, und bald lag ein Kahn in der nächsten Bucht, auf welchem das junge Ehepaar in den Abendstunden einsame Ausfahrten machte. Fische wurden nicht viele gefangen; allein an jedem Abende bat Theodor die schöne Steuerin, weiter als das vorige Mal in die See zu stechen, um mehr und mehr von den mahlerischen Küsten Rügens zu erblicken. Sie mußte ihm dann von allen Fischersagen berichten, welche sie in ihrer eigenen Kindheit

gehört hatte, und er lernte eine neue Wonne kennen, wenn er, im sanft geschaukelten Kahne ausgestreckt, mit den Augen auf die vom Abendroth gefärbte Meeresfläche hinsah, und mit dem Ohre auf die alten Sagen aus dem schönen Munde horchte. Meist überraschte sie die Nacht, ehe sie ihre Insel wieder erreichten.

Vor allem sah Theodor mit stiller Bewunderung in der Ferne die weißen Kreidepfeiler an Jasmunds Küste. Der Abend erlaubte ihm aber nie, auch nur so weit zu segeln, um den vollen Anblick der weißen Felswand, die er einst unter so ganz anderer Stimmung betrachtet, zu gewinnen. Die Sage von der schönen Büßerin, welche am Fuße der Stubbenkammer auf dem hohen vom Wasser umspülten Steine in der Frühe zuweilen von Fischern gesehen worden, zog ihn mächtig an, Gertrud bezeugte aber niemals Lust, ihn und sich auf dem kleinen Boote einer so gefährlich weiten Fahrt auszusetzen.

Eines Sonntags Morgens stahl er sich aber, fast schon vor Sonnenaufgang, von ihrem Lager fort, und vertraute sich dem Meere und

der erlernten Schiffskunde. Als er mit leisem Ruderschlage über die dämmernde Meeresfläche dahin fuhr, wurden alle poetische Bilder, welche je in phantasiereichen Stunden ihn umgaukelt hatten, rege. Es war ganz still auf der weiten See, und doch glaubte er Töne zu vernehmen, Glockentöne aus der Meerestiefe, die Stimmen einer untergegangenen Vorwelt. Die Sagen von dem versunkenen Vineta traten ihm lebendig hervor, und fast dünkte es ihm Unrecht, die heilige Morgenstille durch den Ruderschlag zu stören. So gelangte er, ohne sich von der Zeit Rechenschaft zu geben, bis in die offene See, und sah im Morgengrau die majestätische Felswand der Stubbenkammer vor sich liegen. Er legte das Ruder ein, und starrte, sein Fahrzeug dem ruhigen Meere überlassend, nach der Küste. Da rötheten sich die höchsten Gipfel der weißen Pfeiler; das frische Grün der Buchen, von dem ersten Morgenlüftchen durchhaucht, regte sich auf der Höhe, und Vögel erhoben sich in den Buchten und flatterten, kaum dem Auge bemerkbar, um die Felsen-

spalten. Theodor wandte sich um, und hinter ihm stieg am wolkenlosen Himmel die goldne Sonnenkugel, so groß wie er sie nie gesehen, aus der Fluth. Es war ein Feenschauspiel, — wäre es auch nur um deswillen, weil selten ein zu Empfinden Fähiger es genießt, da kaum die Fischer der benachbarten Oerter schon in dieser frühen Stunde die Höhe des Meeres erreichen. Indessen hatte der sanfte Wellenschlag den nicht regierten Kahn näher an das Ufer getragen, und Theodor konnte den Stein erblicken, auf welchem die Sage die verlorne Jungfrau weilen läßt. Es war nicht der schöne Sonntag Morgen, nicht die Jungfrau allein, welche er erblickte, die Glocken aus der Tiefe gaben ihm nicht Kunde allein von der versunkenen Stadt; es war ihm, als tönte Alles wieder von der untergegangenen Herrlichkeit des Vaterlandes. Die Stimmen der Geister edlerer Geschlechter riefen ihm, die Glocken tönten wie der Nachhall ehemaligen Ruhmes Deutscher Städte, und das weite Meer erschien ihm wie die Zeit, die alles Herrliche der Vorwelt in

ihren

ihren Fluthen begräbt, aus der nur Riffe wie die gerötheten Felsen herausblicken und undeutliche Stimmen hervorklingen. Die lang verstummte poetische Ader regte sich in ihm, und es war folgende Ballade, deren Bilder und Rhythmus sich schon im Kahne gestalteten, ob er gleich die Worte erst zu Hause bei gehöriger Muße ordnen konnte:

Wenn die Sonne röthet in früher Stunde,
Die weißen Felsen am Meer,
Schallen aus tiefem Meeresgrunde
Glockentöne her.

Als ich lauschend dem Geisterklange
Ging am Felsen einst früh,
Saß eine Jungfrau am Steinabhange, —
Schöner sah ich sie nie.

Die Wellen spülten vorüber am Steine,
Als böten sie Morgengruß;
Ihre Glieder waren wie Schnee so reine,
Mit den Wellen spielte der Fuß.

Sie strehlte ihr Heer nach vorn in Strähnen,
So gülden im Morgenschein.
Nieder rollten ihre heißen Thränen
An den Locken wie Perlenreihn.

Sie wusch im weißen Meeresschaume
Am Steine ihr seiden Gewand,

Ich aber stand wie im tiefen Traume
Und rieb mein Auge so lang.

Schöne Jungfrau Du, guten Morgen,
Wie stehst Du auf so früh?
So früh in Arbeit und Sorgen
Sah ich edle Jungfrauen nie.

Da schrak sie zusammen und weinte,
Und schlug die Arm' in die Höh':
„Schon wieder verloren!" ich meinte,
Sie stürzte sich in die See.

„Schöne Jungfrau, um Gottes Willen,
Gott helf' in deiner Noth!
Soll ich beten für Dich im Stillen,
Oder kämpfen mit dem Tod?"

Auf schlug sie ihre großen Augen
Und schrie: „Zu spät, zu spät!
Wie der Wind vor meinen Augen —
Jede Hoffnung schnell verweht."

„Edle Wäscherin auf dem Steine,
So schön im Morgenroth,
Sprich, warum mußt' am Strande weinen
Wol in so tiefer Noth?"

„Mein Vater war ein großer König,
Meine Mutter war sein Gemahl,
Stolze Fürsten und Herrn unterthänig,
Standen in ihrem Saal.

Mit meinem Bruder im Kampf sich messen
 Mochte kein Ritter gern,
Ich selbst war eine hohe Prinzessin,
 Bedient von Rittern und Herrn.

Strahlend mit Gold und Silberzinnen,
 Stand unser Königsschloß;
Seine Thürme lagen mitinnen
 Einer Stadt so reich und groß.

Mein Vater sitzt nun tief im Meere
 Und rauft den weißen Bart.
O! daß meiner armen Mutter wäre
 Solch bitter Loos gespart!

Mein lieber Bruder ist jetzt ein Drache,
 Und liegt auf rothem Gold,
Und ich, ich weine, weine und wache,
 Ob nie das Glück wird hold.

Die Stadt liegt versunken im Meeresgrunde
 Wol schon an tausend Jahr,
Keine Seele hat auf Erden Kunde,
 Wie sie groß und herrlich war."

„Schöne Jungfrau, Du hast, wer dein Bruder,
 Vater und Mutter, bekannt,
Aber außer Vater und Bruder
 Nicht mir den Freier genannt."

Sie barg ihr Haupt in beiden Armen
 Und schluchzte wieder laut:

„Wenn Gott sich unser wird erbarmen,
Werd' ich meines Retters Braut.

Oft sah ich früh des Sonntags gehen
Am Strand manch Alltagskind.
Keiner hat mich weinend gesehen,
Sie gingen vorüber geschwind.

Manch Sonntagskind sah mich liegen und weinen,
Und stürzte sprachlos fort,
Du hast zu sprechen gewagt alleine,
Und hast verfehlt das Wort.

O hättest Du's gleich ausgesprochen:
Gott helf' in deiner Noth!
Dann wäre der Zauber auf immer gebrochen,
Ich Dein im Leben und Tod.

O Menschenkind, zu spät verstanden
Hast Du den rechten Laut.
Schloß und Stadt wäre auferstanden,
Ich deine reiche Braut.

Nun werden die Glocken wieder klingen,
Tief unten aus dem See,
Und alle meine Jungfrau'n singen
Nach dem Retter aus dem Weh."

Da schlugen an in der Tiefe die Glocken,
Die Jungfrau sprang vom Stein,
Die Welle schlug über ihre goldenen Locken,
Schäumend so weiß und rein.

Oft hört' ich Sonntags noch die Glocken
In früher Stunde am Meer
Klingen, den fernen Retter zu locken,
Nie sah ich die Jungfrau mehr.

Die Mittagszeit war längst vorüber, als er, nach langem müßigen Umherfahren wieder am Strande der Oie aussteigend, seinem ängstlich harrenden Weibe in die Arme sank. Nicht in ihren Worten, aber in dem Blicke, in der Innigkeit, mit der sie zitternd ihn umschlang, lag der Vorwurf für den Verspäteten. „Gertrud," rief Theodor aus: „ich habe sie gesehen." — Wen denn? fragte das erstaunte Weib. „Die Wasserjungfrau," entgegnete ihr Gatte, indem er die Haare der ihn Anstaunenden, auf beiden Seiten aus dem Gesichte strich. „O sie war schön, schön wie wenn der Phantasie ein begeisterter Blick auf jenes Frühlingsreich der goldenen Zeit vergönnt ist, jener Zeit, wo die Völker Kinder waren, unschuldig, rein, wo Eintracht herrschte und weder Erz noch Gold den Frieden störte." Er sagte noch Vieles, wovon sie nichts verstand, er aber setzte sich, nachdem er kaum

das für ihn bereit gehaltene Mahl hastig verzehrt, zum ersten Mal nach langer Zeit zum Schreiben nieder. Jene Ballade in ihrem rohesten Zustande war die Frucht seiner Arbeit, als er am Abende aufsprang, und, voll Dichterlust, zu seinem Weibe hinauseilte, sie ihr mitzutheilen. Sie saß auf einer Bank, mit häuslicher Arbeit beschäftigt. Er las voll innigen Gefühls, und sah sie nach jeder Strophe an. Sie sah ihn wol wieder an, in dem großen Auge und dem starren Blicke las er aber gar nichts. Auch als das Gedicht zu Ende war, wußte sie ihm nichts zu sagen, sondern blickte ihn fortwährend so groß an, daß er es nicht mehr aushielt und in die Hütte zurücksprang, um an den Stellen zu ändern und zu feilen, wo es ihm geschienen, daß Gertrud am theilnamslosesten geblieben. Am folgenden Morgen bat er die Frau, welche in kleinen Geschäften die Gehöfte besuchen wollte, die Bauern zu bitten, in dieser Woche die versprochenen Arbeiter zur Bebauung seines Gartens herüberzusenden, da er selbst behindert sey.

Achtzehntes Kapitel.

„Horch einmal wie sie draußen schießen. Die Welt muß noch recht böse seyn außer der Oie, daß die gottlosen Leute noch immer nicht mit dem Kriege aufhören, und wieder so gut werden, wie die Menschen sonst waren."

Mit diesen Worten weckte Theodors Gattin ihren Mann aus dem festen Morgenschlummer. Er streckte hastig den Kopf vor, und hörte auf die fernen Kanonenschüsse, indem er Gertruds Hand fest in der seinigen hielt. „Richtig, richtig," sagte er: „es kommt von der See her. Gertrud, sind auch die Kinder in Sicherheit?" — Sie schlafen noch in der Kammer. — „O, daß die arme Brut auch noch diese Töne hören muß. Bist Du schon lange aus dem Bette, Gertrud?" — Drei Stunden, wie immer, und seitdem schießt es in Zwischenräumen immer von Abend her. Bei Arkona mag es wol seyn.

Der Einsiedler sprang auf und halb angekleidet zur Hütte hinaus an das Meeresufer. Er konnte aber, so weit sein Auge reichte, nichts entdecken. Gertrud richtete viele Fragen an ihn, er beantwortete sie aber nicht, und schien ganz in Gedanken verloren. Als sie besorgt in ihn drang zu erklären, ob er vielleicht krank sey, oder fürchte, daß Feinde sie in ihrem Versteck aufsuchen könnten, antwortete er endlich: „Es ist nicht das Gertrud, aber aus dem Schießen ersehe ich, daß nach den vielen Jahren der Krieg noch immer fortdauert, daß es noch immer Völker geben muß, die sich dem Welteroberer widersetzen, und ich denke darüber nach, wer es seyn kann. Eine Seemacht muß es seyn — Dänen, Schweden, das ist unmöglich — entweder Engländer oder Russen."

Aber Theodor, sagte das liebende Weib: Du wolltest ja nichts wissen von dem, was außerwärts vorgeht, sonst hätten sie Dir ja im Orte herzlich gern Alles erzählt, was sie jeden Monat aus Mönchgut und Anklam hören. Ich muß mir immer, wenn ich drüben bin, die Oh-

ren zuhalten, denn sie thun jetzt den ganzen Tag über nichts, wenn auch ihrer nur Zwei und Drei zusammen sind, als schwatzen, und wie ich mir auch Mühe gegeben, so konnte ich doch nicht verhindern, daß ich viele Worte hörte. Russen und Preußen und Engländer, und Krieg und Kosacken, davon klang's mir in die Ohren.

„Liebes Weib, was ich Dir von meinem Vorsatze gesagt, bleibt fest und unverbrüchlich. Ich will nichts wissen, aber ich denke nur nach, was jenes Schießen bedeuten mag, und wie die Sachen drüben wol stehen können."

Wozu denn aber das Denken, wenn Du es nicht erfahren willst? Das macht Dich ja doch nur trübe, wie Du schon lange bist.

„Du hast Recht, Recht, Recht!" rief Theodor und ergriff eine Flinte. „Ich muß mir wieder Bewegung machen, um das schwarze Blut in Umlauf zu bringen. Sorge nicht, liebes Weib. Es wird uns Niemand hier stören; in einer Stunde bin ich wieder zurück, und werde dann an nichts als Dich und unsere Kleinen denken."

Er ging nun, in dem kleinen von ihm erwählten District Jagd auf Vögel zu machen, von denen er, wenn das Glück ihm lachte, alle Monath zwei bis drei erlegte. Es war gerade Frühlingszeit, und die Lerchen stiegen wirbelnd in die Lüfte. Er ging, stand, lagerte sich, nirgends aber zeigte er sich als glücklicher Jäger. Das einzige Mal, daß er die Flinte abdrückte, dünkte es ihm, als habe er absichtlich nebenbei gezielt, denn schon lange hatte es ihn gereut, die unschuldigen Vögel, mehr des Spiels als des Nutzens wegen, zu tödten. Als er eine Zeitlang, an den Wall eines kleinen Grabens hingelehnt, in die blaue Luft hinaufgestarrt und dem jubelnden Trillern der hundert Lerchen über ihm sehnsüchtig zugehört hatte, hielt er es nicht länger aus.

„Ihr seyd wahrhaft frei! — die einzigen freien, glücklichen Geschöpfe. Die Lüfte sind euer Reich, die Erde liegt unter Euch, und der Gesang ist euer Leben. Nicht von Meeren, nicht von Bergen, nicht von Menschen eingeengt, durchstreift Ihr die schönen Zonen. Ihr

singt für Euch den Preis der Schöpfung, unbekümmert um das Urtheil der Menschen, und doch mit Entzücken von ihnen vernommen." Er sprang auf, mit dem festen Entschluß, nicht mehr auf diese glücklichen Geschöpfe Jagd zu machen, und stieg das Felsufer hinab, um zu versuchen, ob ihm das Glück vielleicht einen Seehund in Schußweite führte. Dicht am Strande schlich er sich, mit gespannter Flinte, auf dem beschwerlichen aus großen vom Meer rund gespülten Feld- und scharfen Feuersteinen natürlich gebildeten Wege fort, und war schon weit über die Gränze seiner gewöhnlichen Wanderungen gelangt, als er, um die Ecke gebeugt, einige unförmlich schwarze Massen auf dem Strande liegen sah. Es waren drei Seehunde, welche sich hier gemächlich sonnten. Behutsam mit angehaltenem Athem schlich er sich näher. Doch ein Stein, auf den er den rechten Fuß, um einen Standpunkt zum Schießen zu gewinnen, eben setzen wollte, rollte fort, der Jäger schlug nieder, die Flinte ging los, und die Seehunde stürzten sich geräuschvoll in's Wasser.

Hierdurch wurde Theodors Lust indessen nur noch mehr angeregt, und er setzte den beschwerlichen Weg in der Hoffnung fort, weiterhin noch andere im Sonnenschein zu treffen. Allein er täuschte sich, und als er auf den Weg achtete, sah er sich in der Nähe der Gehöfte, bis wohin ihn sein Fuß noch nie geführt hatte. Auf demselben Pfade, welcher ihn hergeführt, auch wieder zurückzugehen, würde der Umweg eines Halbkreises gewesen seyn, abgesehen von der äußersten Beschwerde des Gehens auf den glatten und spitzen Steinen. Er klomm deshalb in einer Spalte nicht ohne Gefahr hinauf, und befand sich schon auf dem Rückwege, als er hinter sich einen fremden Ton vernahm. Er konnte sich nicht enthalten, umzublicken, und sah in einiger Entfernung einen Militair in rothem Rocke, den Rücken ihm zukehrend, stehen. Es war ein Englischer Officier, Theodors Herz pochte vernehmbar. Eingewurzelt blieb er auf der Stelle. Seit Jahren hatte er außer den Bauern der Oie keinen Menschen gesehen, — was für ihn noch peinlicher war, mit keinem

gebildeten Wesen Umgang gepflogen. Es trieb ihn, den Fremden anzureden, sein Gelübde hielt ihn zurück. Unfehlbar würde das Gespräch sogleich politische Gegenstände berührt haben. Aber er vermochte es nicht, das Auge von der interessanten Erscheinung zu wenden. Er suchte sich alles vorzureden, um zum Entschlusse zu kommen. Er sagte sich: „Es wird einer jener phlegmatischen Engländer seyn, die, auch wenn Du ihn anredest, wenig mehr als eine trockene Erwiederung des Grußes von dem ihrigen zum besten geben.” Umsonst. Endlich erlös'te der Engländer ihn selbst aus seiner Qual. Nachdem er nur einmal sein weißes Taschentuch aus den Rockschößen hervorgeholt hatte, entfernte er sich, ohne sich zu dem Anstaunenden umgewandt oder ihn bemerkt zu haben. Theodor that das nämliche, und beflügelte seine Schritte, um nicht in Versuchung zu gerathen, dem Engländer doch noch einmal nachzulaufen.

Seit dieser Zeit aber war es um seine Ruhe geschehen. Der Engländer erschien ihm auf allen Stegen und Wegen, im Wachen und

im Traume. Seine Gänge richtete er instinctartig nach den Gehöften, und er blieb regelmäßig an dem Orte stehen, von wo er den Rothrock gesehen. Aber vergebens weilte er hier oft Viertelstunden, der Engländer ließ sich nicht sehen, und einen Bauern mochte er nicht fragen, was aus dem Manne geworden sey. Seine rege Phantasie machte sich nicht mehr wie sonst in Liedern Luft, sondern bildete sich fortwährend den Engländer. Tausend Geschichten erfand sein reger Geist, weshalb der Britte auf der Oie und gerade jetzt gelandet sey. Seine Persönlichkeit verschmolz sich mit der aller anderen Individuen, die ihn je interessirt hatten. Er bildete sich Romane; der Engländer war bald sein unglücklicher Freund Julius, bald Dupré, und dann irgend ein Emissarius seiner Verwandten, der ihn aufsuchen sollen. Dies waren indessen nur die vernünftigsten Träume; in phantasiereicheren Stunden wurden Kaiser und Könige in das Spiel gezogen. Er hatte sich seit einiger Zeit auf das Zeichnen gelegt, aber das einzige was er jetzt auf das

Papier warf, und in den Sand, Stein und Baumrinden kritzelte, war ein Mann mit hohem Federbusche, von hinten aufgefaßt, wo er sich denn alle Mühe gab, die rothe Farbe der Rockschöße recht natürlich wiederzugeben.

Da er seine unbeschreibliche Qual, Sehnsucht und Neugier Niemand mittheilen konnte, und es keinen andern Gegenstand gab, der ähnlichen Anspruch auf seine Theilnahme zu machen vermochte, verfiel er beim Uebermaß krankhafter Spannung in ein Fieber, das ihn mehrere Wochen auf das Krankenlager warf. Seine vorige Heiterkeit war, als er genas, verschwunden. Zwar lächelte er darüber, daß ihn der Anblick eines Rothrocks von Sinnen gebracht, allein es gab jetzt mehr Dinge, welche seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Mit Wehmuth betrachtete er oft seine Kleinen, und rief dann wie für sich: „Die sollen Bauern werden!" allein Gertrud hörte die Worte und ging dann immer zur Thür hinaus. Einmal eilte ihr Theodor nach, und fand sie in Thränen. Lange sträubte sie sich, den Grund ihrer Be-

trübniß anzugeben, bis er aus ihren hervorgestoßenen Worten abnahm, der Vorwurf treffe sie selbst. „Wenn ich keine Bauerdirne wäre, dann wären deine Kinder auch keine Bauern.“ Es kostete ihm viele Mühe sie zu beruhigen, aber seit der Zeit glaubte sich Gertrud bei jeder Aeußerung des Mißvergnügens von Seiten Theodors getroffen, und es gab viele Stunden, ja Tage der Mißverständniß in ihrer sonst so friedlichen Gemeinschaft. Er suchte dann Ruhe, indem er in's Feld hinausstreifte, sie bei häuslichen Beschäftigungen. Gertrud schien, wenn sich Beide wieder trafen, zwar Alles vergessen zu haben, er aber kehrte oft nur noch mehr nachdenkend nach Hause zurück.

Doch entfuhr nie ein wirklicher Vorwurf gegen das Weib seinen Lippen. Auch wenn er, ganz in seinem Studium entzückt und nach Mittheilung verlangend, Gertrud, dem einzigen Wesen, das hören und sprechen konnte, vorlas, was er gefunden oder gedichtet, und sie, wie damals, ihn stumm anhörte, und darauf ihr Spinnrad weiter schnurren ließ, auch dann ent-

fuhr ihm kein Ausruf des Unmuths, er senkte nur den Blick auf das Buch und die Schrift, aber Gertrud glaubte einen Seufzer zu hören, und dieser Seufzer war genug, um sie unglücklich zu machen.

Wenn er nach absichtslosem Umherstreifen mit der Flinte heimkehrte, und von außen durch das Fenster ihre noch immer jugendliche Gestalt in voller Thätigkeit erblickte, wie sie mit anmuthiger Geschicklichkeit die schwierigsten Arbeiten vollbrachte, und dann liebkosend die Kinder pflegte, sprach er bei sich: „Welchen Frevel beging ich, dieses holde Geschöpf aus seinem Kreise herauszureißen? In ihrem Stande an einen jener tüchtigen Burschen aus Mönchgut verheirathet, welch ein tüchtiges Weib, welche Mutter wäre sie geworden. Sie liebt mich wol, aber ich bin ihr ein fremdes Wesen. Wie lange Jahre leben wir schon miteinander. Die Liebe hätte den Unterschied der Bildung ausgleichen können, sie hat ihn nur übersehen; Gertrud ist eine Bäuerin, gesund und frisch geblieben, ich bin ein Halbwesen geworden, das

in leeren Träumen webt, und kaum die Pflichten des engbeschriebenen Lebenskreises ausfüllt." Die Kleinen bemerkten den Vater, und stürzten ihm bewillkommend entgegen. Mehr der Pflege ihrer Mutter als dem Vater bis jetzt anvertraut, hatten sie auch mehr von der Sprache jener sich angeeignet. So lieblich nun auch Theodor diese naiven Töne im Munde der jugendlich reizenden Gertrud einst klangen, so tönten sie ihm ganz anders aus dem Munde der Kleinen entgegen. Von natürlicher Anmuth war hier nichts zu merken, und der Mönchgutische Dialect schien ihm hier um so mehr an die bäurische Abkunft zu erinnern, als die Mutter aus angeerbter Sorgfalt den Kindern die unförmlichen, wulstigen Mützen aufgebunden hatte, womit man die Kinder auf der Halbinsel noch aus der Wendischen Zeit her entstellt.

„Die arme Brut," sagte er, sich auf den Stein vor der Hütte setzend: „noch ahnet sie nicht, welch ein Unglück es ist, Nachkomme eines geächteten Vaters seyn. Gebe Euch der Himmel

einen bescheidenen Sinn, gebe, daß Ihr nie am Steuerruder, hinter dem Pfluge erfahrt, daß eures Vaters Geburt Euch zu höheren Ansprüchen berechtigte. Jener weitere Wirkungskreis, die kühnste Hoffnung des edlern Jünglings, ist Euch für immer verschlossen. Ich darf nicht einmal euren Geist ausbilden, ohne Euch unglücklich zu machen."

Am Garten war längst nichts mehr zu arbeiten, das Umackern im Frühjahr besorgten jetzt regelmäßig die eingebornen Nachbarn. Beim Säen und Ernten war Gertrud am thätigsten, so daß für Theodor, welcher schon seit geraumer Zeit kein Vergnügen an diesen Beschäftigungen mehr gefunden, wenig darin zu thun blieb. Seine einzigen körperlichen Beschäftigungen waren die Jagd und der Fischfang. Beide arteten aber auch nur in ein Träumen aus. Er drückte nie die Flinte ab, und ließ die Angel aus seiner Hand gleiten, ohne zu sehen, wenn ein Fisch sich an dem Köder gefangen. Mehr und mehr beschäftigte er sich dagegen mit der Lectüre. Durch die Schif-

fer hatte er sich unter Anwendung aller möglichen Vorsicht aus Stralsund Bücher, meist historischen Inhalts, zu verschaffen gewußt, und lebte jetzt unter den Griechen und Römern, da diese ihm am geeignetsten für den vom Leben der Gegenwart völlig Getrennten schienen. Uebrigens litt weder durch sein Träumen noch durch sein Studiren die Wirthschaft, denn Gertrud war eine so unermüdliche Arbeiterin, daß es ihr ein leichtes war, alle kleine Bedürfnisse zu befriedigen, und die größeren lieferten die gutmüthigen Insulaner in weit größerer Masse als bedungen, in die Hütte.

Aber je tiefer er in das Leben der Alten eindrang, um so mehr fühlte er sich erschüttert von ihrem großartigen Wirken. Es hatte ihm dunkel, als er an das Studium der Quellen ging, vorgeschwebt, das ideale Gemählde eines freien, glückseligen Zustandes des Menschengeschlechtes sich daraus zu abstrahiren. Als er aber die Männer und Völker näher kennen lernte, verschwand dieser Vorsatz bald. Er lernte, daß es nie so gewesen war, wie er es

sich in glücklichen Träumen vorgestellt hatte, und mit der Kenntniß kam die Ueberzeugung, daß es ein fruchtloses und thöriges Beginnen sey, einen Zustand auszumahlen, der nur in der Phantasie seinen Platz finden kann. Dagegen trat das Wirken der Einzelnen so lebendig vor seinen Geist, daß er um sich den Archipelagus, die Küste Kleinasiens und die Feste Griechenlands zu erblicken wähnte. Männer begegneten ihm statt der tönenden Namen, wie er sie aus hundert Vermittelungen in der Schulzeit gehört, und unter diesen Männern, die nicht ihre Handlungen nach ihren Reden, sondern die Worte nach ihren Thaten richteten, kam er sich so sehr klein vor, und Alles, was er für das Vaterland gethan, unbedeutend. Er fand Viele, die, sich höher achtend als das Vaterland, im Unmuth Verräther daran geworden, aber Niemand, der aus Verzweiflung dessen Sache aufgegeben hätte. Themistocles wurde sein Lieblingsheld. Bald warf er jedoch auch dieses Studium fort, und schrieb an einer Abhandlung. Er suchte aus der Geschichte zu

beweisen, daß es Momente gäbe, wo es dem Einzelnen erlaubt sey, sobald er sähe, daß die ihm heilige Sache, dem Untergange unaufhaltsam entgegen eile, sie verlassend sich allein zu retten. Cato's Selbstmord in's Christliche übersetzt, sey ein Zurückziehen aus den Welthändeln zu einem stillen, beschaulichen Leben. Mit großer Aengstlichkeit arbeitete er an diesem Aufsatze. Aber wenn er am Abende seinen aufgestellten Satz unumstößlich bewiesen zu haben glaubte, kamen am Morgen neue Zweifel. Cato's Beispiel dünkte ihm bald nicht mehr ganz richtig. Es schien ihm, als habe ein Mann von mehrerer Einsicht auch damals schon begreifen können, daß die Römische Republik nicht mehr zu halten war, und die neue Ordnung der Dinge einen Weltherrscher, einen Cäsar, verlange. Cato's Tod schien ihm dann zwar nicht minder edel; aus dem Heiligthum der sittlich nothwendigen Handlungen trat er aber bald heraus. Indessen fehlte es ihm bei vielem Grübeln nicht an Beweisen, mit denen er täglich seine Abhandlung vermehrte. Ehe

indessen einige Wochen vergingen, nahm er, bei einer Seefahrt, alles was er geschrieben mit sich, wickelte es fest um einen Stein und warf es in's Meer.

Neunzehntes Kapitel.

Der Frühling blühte schöner als seit vielen Jahren, und Schwärme von Reisenden besuchten die Wallfahrtsplätze Rügens. In einer der minder zahlreichen als ausgezeichneten Gesellschaften wollte der Frohsinn nicht aufkommen, wie auch die lachenden Fluren, der Buchenhain der Stubbenitz und die reizende Aussicht von der Stubbenkammer herab dazu einladeten. Zwei Damen, beide über die erste Blüthe des Mädchenalters hinaus, aber trotz des Grams, der besonders gegen die Reize der einen gewüthet hatte, noch schön zu nennen, schienen den Mittelpunkt der Gesellschaft und zugleich den trüben Stoff derselben zu bilden. Die mehr oder weniger als nichts sagenden Schmeichelreden der sie umflatternden jungen Männer machten auf Beide eben so wenig Eindruck, als die Ermunterungen der älteren Mitglieder, sie

zur Theilnahme an der Lust zu bewegen vermochten. Beide betrieben es gewöhnlich, daß die Gesellschaft sich von den, mehr von Fremden heimgesuchten Orten, zurückzog, und wollten von den stillen Plätzen, besonders denen mit einer freiern Aussicht auf das Meer, sich ungern trennen.

„Wollt Ihr denn an der Natur kein Beispiel nehmen?“ sagte zu Beiden ein hochbejahrter Mann, auf dessen Gesicht sich die Ruhe des Geistes abspiegelte: „Wo wir hinsehen, begegnet uns keine Spur der Stürme; in wenigen Jahren hat die ewig junge Kraft der Natur Alles was der Mensch oder höhere Schickungen verwüsteten, wieder ergänzt. Wenn auch die morsche vom Orkan umgeworfene Eiche nicht wieder aufsteht, so schießen junge Stämme in die Höhe; es wird nur besser, nie schlimmer. Die Länder, die wir durchreis't, wie viel sie auch von dem gemeinsamen Feinde litten, denken kaum mehr der trüben Zeit; überall hat der Schmerz der erfrischten Lebenskraft weichen müssen, und Ihr nur hängt ihm gewaltsam nach,

und wollt nicht dem Leben den Zoll geben, den alle Wesen ihm schuldig sind."

Vater meiner Freundin, der einzigen, die mich versteht, die mit mir fühlen will, sagte Ottilie: stehen auch die wieder auf, rinnt auch in ihren Adern wieder frisches Blut, die da fielen, gefällt von den Beilen des Wütherichs? Was kümmert die Baumnixe, der die Natur eine Buche mit stolzer Krone zum Sitze anwies, daß an der Stelle der Niedergehauenen eine Baumschule gepflanzt wird? Die Nixe, deren Wesen an den einen Baum geknüpft war, vergeht mit ihm.

Die Gesellschaft war von Arkona und Stubbenkammer herab nach dem eigentlichen Rügen gekommen. Auf den Wunsch der beiden Damen, zu deren Zerstreuung die Lustpartie nach der Insel angeordnet schien, hatte man eine der Höhen an dem Jasmunder Binnenwasser erstiegen, wo lange Reihen Hünengräber, roth von dem üppigen Haidekraut, den Bergrücken krönen. Die reizende Aussicht auf das Meer entschädigte Alle für die Beschwerde des Stei-

gens, Ottilie aber warf sich wie erschöpft an dem einen Grabe nieder und ließ ihren Thränen freien Lauf. Ihre Freundin, deren Trauer mehr in beständigem Ernst als in heftigen Ausbrüchen des Schmerzes sich kund gab, war die einzige, welche Ottiliens klagende Worte vernahm.

„Wäre Julius gefallen, wie die Helden der Vorzeit, denen ihr Volk diese Denkmäler aufhäufte, könnte ich wenigstens stolz seyn und die Erinnerung wäre süß. So mußte ich meinen Bruder und einen Geliebten verlieren, Beide sanken ruhmlos im Bürgerkriege, vielleicht gegen einander im Kampf. Ich darf nicht einmal meinen Schmerz vor Allen aussprechen, die auch Brüder und Geliebte im letzten Kriege verloren, man erinnert sich kaum der Zeit, wo die Unglücklichen auch für ihr Land und Volk sich dem reißenden Strome entgegenstellten."

Die Freundin suchte mit schwachen Trostgründen Ottilien zu überreden, es sey möglich, daß ihr Geliebter noch lebe. Ottilie aber wehrte mit Heftigkeit den Gedanken ab: „Nein, nein!

Du weißt nicht, wie ich mit dem Vater umhergereis't bin, ihn zu suchen, auch nur eine Spur seines Namens. Eine fürchterliche Ahnung zog mich nach Wesel, ich wollte ihn dort finden unter den elf Gemordeten. Der Vater verschaffte sich die Akten über die unglücklichen, wie Raubmörder Gerichteten. Zu deutlich waren die elf fremden Namen, ihre eigenen Unterschriften, ich hätte es ihm sonst zugetraut, er hätte um zu sterben, sich einen fremden Namen gegeben, doch sein eigener genügte ja. In Stralsund verschwindet die letzte Spur; laß mich das Glücklichste denken, — er ist gefallen mit seinem Heerführer, und ruht an der Seite des Helden."

Hier brach ihre Freundin in Thränen aus und bedeckte das Gesicht. „Was ist Dir Agnes?" sagte Ottilie: „Weckte ich die Wunde um den gefallenen Gatten? Er ruht ja bei Leipzig. Julius, in ungeweihter Erde, geächtet, vergessen von Allen, weil Niemand zugiebt, daß er für das Vaterland gestritten?"

Erst nach einer langen Pause konnte jene

antworten. Um ihn, Ottilie, fließt eine stille Thräne. Sein Loos war nicht zu beklagen. Der würdige, hochgeehrte Mann, dem ich auf den Wunsch des Vaters kurz vor des Krieges Ausbruch die Hand reichte, lebt durch seinen Tod in Aller Angedenken. Ich habe ihn beklagt, wie es der Wittwe ziemte; allein meine Liebe ruht, wie deine, in Stralsund. Ein junger, edler Mann, der wie dein Julius einen höhern Willen zu erkennen glaubte als Schill auszog, rettete meinem Vater das Leben vor den rohen Anhängern des Helden. Ich liebte ihn, indem ich ihn kennen lernte, das Schicksal riß ihn fort, meine Gedanken folgten ihm in die Ferne, mein Vater that alle Schritte ihn aus dem Strudel zu erretten. Es war vergeblich. Er war in Stralsund unter den Vertheidigern des letzten Thurmes, und alle Vertheidiger wurden niedergehauen. Weiter habe ich nichts von ihm erfahren. Darum laß unser Beider Liebe dort ruhen, so sind wir auch darin Schwestern."

Ottilie umarmte mit Heftigkeit ihre Freun-

din: „Wir wollen zusammen sterben, sterben und neben ihren Gräbern soll man uns in die kühle Erde zusammen betten. Mein Vater ist ja todt, meine Mutter, ich habe nichts mehr auf der Erde, und unter die fröhlichen Gesichter passen wir Beide nicht. Hier in Rügen wünschte ich zu sterben, unter allen den Gräbern aus der alten Zeit."

Agnes fürchtete, Ottiliens Heftigkeit möchte bei ihrer oft gezeigten Ueberspannung üble Folgen haben. Sie führte die Freundin auf den Höhenzug seitwärts, daß ihnen der erfrischende Hinausblick auf das Meer offen blieb. „Wir wollen Schwestern seyn, Ottilie, und wie Schwestern unser Leid uns klagen und unsere Hoffnungen mittheilen. Dem Tode gehen wir sanft entgegen, aber laß uns nicht zu ihm hinstürzen — es können uns noch manche frohe Botschaften begegnen, wenn auch so vereinzelt in dem großen Meer der Trübsal als jene kleine Insel allein in der weiten See. Meine Liebe war innig, aber nicht heftig, mein Schmerz nicht zerstörend, da mir oft in den Träumen die

Hoffnung erschien, wenn ich auch nicht wußte, woher sie kam, oder wohin sie ging. Eine unsichtbare Hand trocknet meine Thränen, und eine unbekannte Stimme flüstert mir zu: es könne noch Alles gut werden. Wie? Das weiß ich nicht, ich wage auch nicht daran zu glauben, aber der sanfte Trosthauch läßt mich den Schmerz ertragen."

Die Gesellschaft trennte sich bald. Die Mehrzahl hatte an den bisher gesehenen Naturscenen genug, und wollte in den Badevergnügungen von Putbus für die bisherige Entbehrung geselliger Freuden sich erholen. Ottilie zeigte einen lebhaften Abscheu davor, und Agnes, auf deren Gute sich die unglückliche Freundin seit Jahren aufhielt, griff willig den Vorschlag ihres Vaters auf, noch die schöne Halbinsel Mönchgut zu besuchen, um die Zeit bis zur bestimmten Abreise aus Rügen mit Ottilien im reinen Genuß der Natur zu verbringen. Die weniger von Fremden besuchten Hügelketten und in's Meer hinaustretenden Vorgebirge Mönchguts gewährten beiden Frauen Aussichten,

welche sie allen bisher gesehenen vorzogen. Auf der südlichsten Höhe von Tissow, von wo man das Festland wie einen schmalen blauen Dämmerungsstrich erblickt, nur bezeichnet mit den Spitzthürmen der Stadt Greifswalde und des alten Wolgast, äußerte Ottilie den Wunsch, wie hier das Land dämmernd über die Meeresfläche verschwände, möchte auch aus ihren Blicken die Erde bald verschwinden. Auf der Höhe von Peerd grünten eben die hochstämmigen Eichen, deren Kronen, ein Zeichen den Schiffern, ewigen Vertheidigungskrieg mit den Winden führen. Das Meer lag ruhig; es war ein heiterer Tag, die Halbinsel zur Rechten, und vor ihnen erhoben sich die weißen Mauern der Greifswaldischen Oie aus der blauen Fluth.

„Das ist die Insel," sagte Agnes: „welche wir oben von Rügen aus erblickten. Wie sie frei und glücklich im Meere schwimmt! Es scheint nicht weit: ob man nicht heut Abend eine Spazirfahrt hinüber unternimmt?"

Ihr Führer lächelte: Das ist keine Spazirfahrt, sondern eine Reise. Und wenn wir

uns gleich jetzt bei gutem Winde in's Boot setzten, fragte es sich, ob wir viel vor Mitternacht dort einträfen. Auch ist es gefährlich. Man ist hier zwischen den Inseln keinen Augenblick vor dem Sturme sicher, und dann heißt's bald Ade mit dem offenen Boote.

„Es zieht mich etwas nach dem Eilande, und doch weiß ich nicht anzugeben was?" sagte Agnes.

Die Bauern drüben, warf der Führer ein: sind auch gewaltig stolze Leute, es sind die einzigen, die niemals Einquartierung bekamen, da hat nie ein Franzose, so lange der Napoleon regierte, einen Fuß auf die Oie gesetzt.

„Die Gefahr sollte mich nicht abhalten," bemerkte Ottilie.

Aber der Vater wartet auf uns, er würde es auch nie zugeben, wenn Gefahr wäre — sagte Agnes, und sie traten den Rückweg in das Wirthshaus an.

Dort fanden sie jenen im Gespräch mit einigen Bauern und Gästen, von denen er Nachricht über Sitten und Gebräuche der Halb-

insel einzuziehen schien. Alle waren einstimmig im Haß gegen die Franzosen wegen der Conscription.

„Der Franzmann hat uns viel schlechtes Gesindel in's Land gebracht," sagte ein Greis: „Da kamen Flüchtlinge und die Flüchtlinge zogen den Feind nach sich, und seit sie erst das Land hier kannten, mit seinen Gelegenheiten zum Anlegen und Fortschiffen, blieben ihre Lungerer immer hier liegen und paßten jeder Seele auf, und Jeder war verdächtig, und mußte beweisen, daß er ehrlich sey, wie es doch sonst umgekehrt bei uns gehalten wurde."

Sie hatten es auch wol nöthig, scholl die hohle Stimme eines Stelzfußes von der Ofenbank. Denn, wenn es hier nicht Aufsicht gab, so ging es bunt zu. Ich war ein friedlicher Hausirer, und trug meine Waaren von Stralsund und Bergen und Greifswalde rund im Lande umher, und als ich einmal in der großen Allee nach Putbus meinen Karren schob, die Pfeife im Munde, da stürzte unversehens ein solcher Kerl von den Schillschen aus dem

Hinterhalt so auf mich los, daß ich sah, es gelte Umbringen. Ich setzte die Beine in Bewegung, und dachte nicht an mein Bischen Armuth, und noch weiß ich nicht, ob er mich einholte und mir eins versetzte, oder ob ich über einen gefällten Baum niederfiel, aber als ich wieder aufwachte, that es mir furchtbar weh, und ich hatte das rechte Bein zerbrochen, daß ich auf Zeitlebens ein unglücklicher Mann war, und seitdem einen Holzfuß trage. Meinen kleinen Kram fand ich umgestürzt, und was ich da verloren habe, mag ich gar nicht erzählen. Der infame Hund, der!

„Wenn Du fortliefst, Mathias, so liefst Du vor deinem bösen Gewissen," sagte der Wirth: „Denn Du warst auch ein sauberes Schelmstück zu deiner Zeit, als Du noch flinke Beine hattest und zwei Augen. Denn wie Du um das eine gekommen bist, hast Du uns nie erzählt. Du gabst den Spürhund ab für die Franzosen, und hiebst wen Du konntest dabei über's Ohr. Ich erinnere mich noch — wie viele Jahre mögen's doch her seyn? — als

Du auch noch da im Spiele warst, wo der Teufel den alten Triglaff holen mußte, und der Officier von den Schillschen Husaren mit dem Schatz und dem Mädel auf und davon ging. — Auf den hattest Du es auch abgesehen, und führtest die Französischen Commissarien überall herum. Du warst ein ausgemachter Galgenstrick, und die grauen Haare haben Dich nicht um ein Haar besser gemacht."

Der Hausirer, schon im Begriff aufzupakken, murrte dagegen, betheuerte seine Unschuld, sagte: an dem Officier sey auch kein gutes Haar gewesen, und machte sich fluchend auf und davon, als der aufmerksame Gast sich nach der erwähnten Geschichte erkundigte: Der Mensch hatte etwas Verdächtiges, und, irr' ich nicht, habe ich ihn schon gesehen, sagte er nach dessen Heraustreten.

„Es war" — erwiederte der Wirth — ein ausgemachter Spion für die Franzosen. Die Schillschen haben ihn mehr als einmal hängen wollen, Unkraut vergeht aber nicht."

Aber die Geschichte mit dem Officier,

wie verhält sich diese? fragte ungeduldig der Gast.

„O das war eine seltsame Begebenheit,“ sagte der Wirth: „Es giebt gewiß schlechte Menschen unter allerlei Volks. So kehrte auch einmal vor langen Jahren, als sie bei Stralsund das Schillsche Freicorps gesprengt hatten, ein ärmlicher Mensch bei mir ein, und das war, wie ich nachher erfuhr, einer von den wilden Officieren bei den Husaren gewesen. Bei mir verhielt er sich aber ganz ruhig, und zitterte fast, und freute sich über eine warme Suppe wie ein Kind. Mittlerweile am andern Morgen als die Französischen Commissaire und Soldaten, von dem Hausirer Matthias geführt, ankommen, ist er auf und davon. Der Schelm riecht bald einen Schelm heraus, und es fand sich dann, daß dieser selbige Officier auch ein Schatzgräber und Teufelsbanner gewesen war, und in der Nacht den Schatz, nach dem der alte Triglaff lange Jahre umsonst gegraben, mit Teufelskunst gehoben hatte. Den alten Triglaff fanden sie todt angebunden.

Sein einziges hübsches Mädel und den Schatz hatte der Officier aber mitgenommen, bis ihn denn auch der Teufel geholt hat."

Agnes Vater bat um nähere Erklärung, welche damit schloß, daß Beide, der Teufelsbanner und das Mädchen, mit dem Schatze auf offenem Meere vom Bösen geholt seyen, und der leere Kahn vom Sturme zurückgetrieben wäre. Jener, hiermit noch nicht zufrieden, forschte nach den genaueren Umständen. Der Wirth suchte die Persönlichkeit des Officiers, so gut es ging, zu beschreiben, rief aber endlich aus: „Wenn ich nicht irre, habe ich seinen Namen, wie ihn der Commissarius mir nannte, dazumal an die Schrankthüre aufnotirt. Er stieg auf den Schemel, öffnete einen Wandschrank, und rief, nachdem er den mit verblichener Kreide an der innern Seite stehenden Namen herausbuchstabirt hatte, herunter: „Julius von *** hieß er."

Ein lauter Schrei unterbrach die Ruhe im Zimmer. Die beiden Freundinnen hatten schon seit einiger Zeit unbemerkt am Eingange dem

Gespräche zugehört. Ottilie hielt krampfhaft Agnes Arm gefaßt und horchend mit gesteigerter Angst den Kopf vorgebeugt. Als der ausgesprochene Name ihr die schreckliche Gewißheit gab, verließen sie Kraft und Besinnung. Sie wäre auf den steinernen Flur niedergeschlagen, hätte nicht Agnes, schnell vorspringend, mit dem Aufgebot aller ihrer Kräfte die Ohnmächtige so lange festgehalten, bis die Männer herbeieilten, sie auf eine Bank zu legen. Alle augenblicklich angewandten Mittel, sie zur Besinnung zu bringen, blieben fruchtlos, und Agnes flüsterte dem Vater zu: „Ich fürchte, es ist die letzte Täuschung, welche die Dulderin traf.”

Noch war jedoch das Leben nicht entflohen. Als man sie oben in's Zimmer gebracht, schlug sie nach einigen Stunden Ruhe die Augen auf, und sah verwundert umher: „Ich lebe noch, ja, Ihr seyd alle wohlwollende Freunde. Im Traume bin ich weit, weit vorausgeeilt, über lange Jahre und Zeiten, es war aber nicht auf der Erde. Julius kam mir nach, und wir wurden hart geprüft, er mußte viel leiden, bis

er rein wurde und wir uns in die Arme sanken. — Agnes, nicht wahr, er nannte die Insel drüben, wo der Kahn umgeschlagen wäre? Dorthin, liebe Agnes, begleite mich morgen. Vielleicht spülte die Welle seinen Leichnam an's Ufer, und die guten Leute haben ihn begraben. Ich muß hinüber, morgen mit dem ersten Sonnenstrahl. Schlagt mir das nicht ab. Ich sah ein grünes Grab mit vielen Blumen, und drüben, weiß ich, wird sich Alles entscheiden."

Zwanzigstes Kapitel.

Man hatte der Unglücklichen den letzten Trost nicht verweigern mögen. Ein günstiger Wind blies als die drei Reisenden in dem Boote eines geschickten Mönchgutischen Lootsen nach der Oie hinübersegelten. Noch war es Morgen, als sie drüben landeten, und den nicht unbeschwerlichen Weg nach dem Plateau der Insel hinaufstiegen. Ottiliens Blicke hatten schon lange am Ufer gehaftet. Jede Erhöhung sollte ein Grab seyn. Auch jetzt vom Uferrande aus suchte sie vergebens nach einer Stelle, wo der Schiffbrüchige hätte ruhen können. Dann wandte sich die Gesellschaft nach den Gehöften.

„Wie aber," flüsterte Agnes, Ottilien sanft umschlungen haltend, der Freundin zu: „wenn wir nähere Nachricht von dem Unglücklichen einziehen, und, statt des einen, zwei Gräber finden? Sie erzählten drüben von einer

schönen, jungen Bäuerin. Wenn er Dich in seiner letzten Stunde vergessen?" —

„Werde ich ihn in meiner letzten nicht vergessen," fiel Ottilie heftig ein: „Möge er auch an ihrer Seite ruhen. Die Erde hat ja Raum, um alle Müden aufzunehmen, und ich fühle es Agnes, dieses Eiland werde ich nicht verlassen.

Die gastfreundlichen Insulaner nahmen die Fremden mit Herzlichkeit auf. Da selten ein Ausländer das Ufer der Oie betritt, kann noch die befremdende Erscheinung eintreten, daß sich die Hofbesitzer darum streiten, wessen Gast der Angekommene seyn solle? Besonders reizte die jungen Leute der Anblick der schönen vornehmen Frauen, und gleich Wundererscheinungen geleitete man sie in den größesten Hof, wo ihnen in der geräumigen Tenne alle mögliche Erfrischungen vorgesetzt wurden, während Jung und Alt des Eilandes durch Fenster und Thüren sich an ihrem Anblick weidete. Ottilie ließ indessen dem Präfecten, so nennen wir noch immer Agnes Vater, keine Ruhe, und er erkundigte sich bei den Aeltesten unter Anführung

aller in Erfahrung gebrachten Umstände, ob kein Flüchtling zur Zeit nach Schills Untergang an dieser Insel verunglückt sey? Statt, wie er erwartete, ihre Bibeldeckel oder die alten Schrankthüren umzuschlagen, wo jene Leute die merkwürdigsten Ereignisse aufzunotiren pflegen, blickten sich die Alten verwundert an, und in ihren Blicken las er, daß eine Begebenheit, die sich vor so langen Jahren zugetragen, noch frisch in ihrem Gedächtniß leben müsse. Er drang weiter in sie, erhielt aber nur ausweichende Antworten. Endlich, als er mit allem Gewicht der Würde ihnen versicherte, daß er im Namen der Anverwandten des jungen Mannes über dessen Leben und Tod Nachricht einziehen solle, und nichts irgend Jemand Nachtheiliges daraus entstehen könne, blickten sich die Alten wieder fragend an, und zuletzt hub der Eine an:

„Wenn dem wirklich so ist, und es kann auch wol nicht anders seyn, denn die Franzosen, vor denen er flüchtete, sind ja längst aus dem Lande, so kann es ihm auch nicht schaden,

wenn wir von ihm reden, da ohnedies ja der vornehme Herr von ihm weiß. Ja seit den langen Jahren ist der liebe, junge, unglückliche Herr auf unserer Oie —"

Ist? Er ist ja todt, fiel der Präfect ein. Das Fahrzeug, das ihn herüber trug, schlug um, und er starb in den Wellen.

„Nein, den Kahn haben sie mit Willen, daß Keiner von ihnen wüßte, umgeworfen. Er lebt nun wohl bis zum heutigen Tage."

Wo? wo? fiel die fieberhaft glühende Ottilie ein.

„Drüben an der äußersten Spitze der Oie. Es ist ein herzensguter und lieber Mensch. In einer ganz kleinen Hütte lebt er, ob er es wol besser mag gewohnt seyn. Wir glauben aber kaum, daß er es noch lange aushält, denn er sieht kläglich aus —"

Ottilie hörte nichts mehr von den letzten Worten. Gluth und Frost überströmte sie abwechselnd, und man sah, wie ihr Geist mit dem Körper rang, bis sie über ihren Schwindel Herr wurde, und Agnes heftig umschlingend

ausrief: „Wir wollen hin — zu ihm — jetzt gleich. Wer weiß, ob ich es nachher noch vermag.“ Alle Vorstellungen des Präfecten und seiner Tochter blieben fruchtlos. Die Unglückliche drang darauf, den Geliebten sogleich wiederzusehen, und wenn es auch nur sein Gespenst wäre, das sie mit sich hinabrisse. Auf ihre dringende Bitte mußten alle Einwohner, die gern ihnen gefolgt wären, zurückbleiben, und sie machte sich allein an Agnes Arm auf den Weg. In einiger Entfernung folgte ihnen der Präfect mit dem Diener. „Wenn es nur nicht wieder eine Täuschung ist,“ sagte Agnes leise zum Vater: „und doch flüstert mir eine innere Stimme zu, unser Gang wird nicht ganz fruchtlos seyn.“

Sie fanden leicht den vorgeschriebenen Weg zur Eremitenhütte. Ottiliens Herz pochte fühlbarer, und die ganze Gestalt zitterte zusammen bei jedem Schritte. Endlich hielt sie inne an einem einsamen Baum auf dem Felde. Sie stützte sich daran, iht glühendes Gesicht verbergend, und sprach mit gedämpfter Stimme:

„Agnes, siehst Du ihn? — Dort sitzt er auf dem Grabe — wie ich es im Traume gesehen. Er denkt nicht an mich, er denkt an die Geliebte, die drunten schlummert. — Wenn ich sterbe, begrabt mich neben ihr, daß er auch an mich zuweilen denken muß." Agnes sah neben dem eingehegten Garten einen grünen Rasenhügel mit Blumen umpflanzt. Eine männliche Gestalt, in Trauer versunken, saß darauf. Er kehrte ihnen den Rücken zu, und hörte auch nichts, bis beide Frauen dicht neben dem Grabe standen.

Ottilie breitete zitternd die Arme aus, und rief mit schwacher Stimme: „Julius!" Langsam richtete sich der Trauernde auf und strich die verwilderten Haare aus dem Gesichte. Die Sonne beleuchtete ihn, daß keine Täuschung länger möglich blieb. „Er ist es nicht!" schrie Ottilie auf, und sank zusammen. Agnes vermochte sie diesmal nicht zu halten. Der herbeieilende Vater und der Trauernde hoben die Unglückliche empor und legten sie auf das Grab. Die vielfachen Täuschungen hatten zu

stark auf den durch Leiden geschwächten Körper gewirkt, um, wo keine Hoffnung ihr entgegen lächelte, sich wieder zu erholen. Doch öffnete sie noch einmal halb die Augen, und drückte die Hand der Freundin: „Agnes! es war der letzte Schlag, der mich traf," stammelte sie, „hier sehe ich ihn nicht wieder, aber drüben — gewiß, gewiß. Ich liege auf dem Grabe einer geliebten Gattin — versprich mir, daß sie auch mein Grab daneben graben." Während Agnes und der Präfect zusichernd Ottiliens Hand drückten, erkaltete sie, und die Unglückliche schlug nicht mehr die Augen auf.

In stummer Trauer und thränenlos standen die Drei eine Zeitlang um das Grab und die Leiche. Man wollte sie in die nahgelegene Hütte schaffen. Agnes unterbrach zuerst das Schweigen, nachdem sie den Einsiedler eine Weile aufmerksam betrachtet hatte: „Kennen Sie die Unglückliche? Es war die Braut Ihres Freundes Julius." Er starrte auf, und Agnes an. Ihre Züge schienen ihm bekannt, doch wußte er nicht, wo sie hinbringen. „Sie

mögen mich vergessen haben, ich habe Sie nicht vergessen," sagte Agnes, die Thränen unterdrückend: „Sie sind Theodor von ***, und retteten meinem Vater das Leben. Ich hoffte damals, Sie dereinst wiederzusehen, und diese Hoffnung ging in Erfüllung."

Theodor blickte sie an, und warf sich dann am Fuß des Grabes mit allen Ausbrüchen der Verzweiflung nieder: Ich war jener Theodor, und jetzt bin ich nichts. Ich war ein Jüngling, ich bin ein Greis; gesund, jetzt krank; voll frischen Sinnes, jetzt welk, ohne Kraft zum Leben und Sterben. Die Träume des Glückes entwichen mit dem Leben, die Hoffnung ist hin, der Geist todt, nur die leere Schale wartet noch auf den Stein, der sie zerbricht.

Der Greis faßte theilnehmend Theodors Hand: „Als wir uns zuletzt sahen, trieb Sie ein übermüthig kühner Geist gegen den Strom. Wo ist dieses Feuer, dieses innere Bewußtseyn, das sich mächtiger dünkte als Gesetz und Ordnung? Ist alles verflogen?"

Vater, laß uns den Unglücklichen durch

keine Rückerinnerung quälen. Das Grab sagt uns, daß er ein theures Wesen beweint.

„Es starb durch *meine* Schuld, und meine Kinder starben durch *meine* Schuld. Sprechen Sie mir tausendmal mein Schuldbekenntniß vor — täglich rufe ich es selbst mir in das Gedächtniß, damit es nie daraus erlösche, bis ich selbst, wie diese unglückliche Braut, den Weg finde zu dem einzigen Glücke. Ein Thor, glaubte ich mich so von der Welt zu scheiden, daß kein leiser Ton mich von drüben treffen könnte. Hier trotzte ich im selbstgeschaffenen Glücke, und ich sah nicht das Unglück voraus. Ein Fieber, das jenseits wüthen sollte, kam durch die Handelsleute auch auf diese Insel. Mein Sohn lief in die Gehöfte und brachte es mit. Er steckte die Schwester an, und die thätige Mutter war die einzige Pflegerin der Kinder. Wie sie auch Tag und Nacht an ihrem Krankenlager saß, die Kinder wurden schlimmer, weil sie aus falscher Zärtlichkeit jedes herbe Mittel, das meine geringe Kenntniß ihnen bereitete, schwächte, oder ganz

aussetzte. Das Mädchen starb zuerst, der Knabe folgte. Hier unter diesen Blumen schlafen Beide, ohne zu wissen, was Leiden auf der Erde heißt. Die Mutter legte sich, als sie den Rasen auf dem kleinen Hügel geküßt, nieder, und jeder Trank, den ich ihr kochte, vergrößerte das Uebel. Keiner der guten Insulaner wußte bessere Mittel. Ich lief umher in den Gehöften, bat fußfällig die Schiffer, hinüberzusegeln nach Anklam, nach Stralsund, einen Arzt zu holen, vergeblich. Die See stürmte; im Angesicht der Insel drohte Jedem der Tod, es wäre auch kein Arzt herübergekommen. Da stand ich, da standen wir Alle, händeringend an ihrem Lager, und keiner konnte helfen. Ich war es, ich selbst, der das lieblichste Wesen, einen Engel, aus ihrer glücklichen Heimath herüber zu einem unglücklichen Leben gelockt, herüber auf dies unselige Eiland, wo sie von menschlicher Hülfe abgeschnitten, auf dem Krankenbette verschmachtete. — Ich habe sie nicht begraben."

Er verbarg sein Gesicht in beiden Händen. Der Präfect bot ihm mit herzlichen Worten

allen Beistand an, den der Fremde einem Trauernden leisten könne. Theodor wies ihn zurück: „Das Einzige, warum ich Sie bitte, ist, die trüben Aussichten bis zu meinem nahenden Ende nicht noch trüber zu machen. Seit 1809, wo unter Schill die letzten Deutschen dem Feinde widerstanden, weiß ich nichts von dem Continent; ich weiß nicht, wie das Elend in meinem Vaterlande mag gewüthet haben. Um die eine einzige Gunst flehe ich Sie an, verlassen Sie den Unglücklichen, ohne die Last, die er trägt, durch Aufzählung der neuen Unglücksfälle seines Vaterlandes zu erschweren. Ich will nichts, auch nichts, was den Anschein der Freude hat, wissen."

Aber Sie sollen es hören, junger Mann, hub der Greis heftig an, indem er Theodors Hand fast unwillig fahren ließ. Weil Sie noch jung sind, weil Sie noch nicht Ihre Kräfte begraben sollen, weil Niemanden der Schöpfer das Recht gab in süßer Wehmuth seinem krankhaften Schmerze nachzuhängen, als wäre er zu gut für die Welt: darum will ich Sie aufwecken

aus ihrem Schlafe. Wie die Posaune des jüngsten Gerichtes soll meine Kunde in Ihr Ohr schallen, bis Sie erschreckt auf Ihre Knie fallen, und den Aberwitz bereuen, der Sie Ihr Vaterland verlassen hieß, weil einige Tollköpfe es für verloren erklärt.

„Vater!“ fiel Agnes bittend ein: „Wer deshalb Strafe verdient, hat sie überreichlich erduldet, wenn er, wie dein Lebensretter, lange Jahre hoffnungslos hier schmachtete.“

Weil er mein Leben gerettet, will ich auch seines aus der Schwachheit und Starrsucht retten. Das Vaterland hat den Dünkel und Aberwitz der Wenigen vergessen, die sich unberufen zu seinen Paladinen aufwarfen. Das Vaterland ist nach langen Jahren der Schmach auferstanden. Es hat gesiegt, glorreich gesiegt. Die Schrecken langer Jahre sind verschwunden, die furchtbaren Namen sind verklungen, und von jener Zeit ist nicht mehr als die Erinnerung eines Traumes übrig geblieben. Mit wenigen kräftigen Worten erzählte der eifernde Greis die gewichtigen Begebenheiten fast zweier

Lustren, und schloß mit der Nachricht: „Der gefürchtete Held und Eroberer, das Schrecken der Völker, der Unüberwindliche liegt gefesselt auf einer Insel in fernen Welttheilen, und das alles haben Sie auf Ihrer Insel — verträumt."

Wie ein aus langer Dunkelheit plötzlich an's Tageslicht Geführter verblendet die Augen schließt, senkte Theodor den Kopf zu Boden. Fast schienen Geist und Leib zu schwach für Nachrichten, deren zehnter Theil einen Gesunden berauschen konnte. Er wiederholte sie für sich, ohne den Zusammenhang halten zu können, und brachte endlich sein Selbstgeständniß zögernd hervor: „Ja, ich habe geschlafen, fast zehn lange Jahre geschlafen — und wie kurz ist das Menschenleben? Lust und Schmerz sind so unbeständig wie wir, und weil uns die Kunst fehlt, ihren Wechsel wie die ewigen Bahnen der Gestirne voraus zu berechnen, verzweifeln wir!"

Der Präfect wollte mit einer heftigen Bemerkung das entschuldigende Raisonnement des Unglücklichen unterbrechen, als Agnes mit stummer Gebärdensprache dringend bat, ihn zu

schonen. Indessen waren, von des Präfecten Diener herbeigerufen, einige Bauern gekommen, um die Leiche fortzutragen. Theodor hatte noch immer in sich versunken dagestanden, bis man sie aufnahm. „Halt!" rief er plötzlich: „Wohin wollt Ihr sie bringen? — Sagte sie nicht, sie wolle hier bei meinem Weibe ruhen? Tragt sie nicht fort, es ist Raum genug für einen ganzen Kirchhof, und Unglückliche gehören zusammen. — Ich kenne sie jetzt recht wohl. — Es ist seine Braut. Damals sah sie schöner aus; aber sie ist glücklich, daß sie starb, ohne zu wissen, was besser verschwiegen bleibt."

Es wurde verabredet, die Leiche in die Hütte des Einsiedlers zu tragen, bis das Grab bereitet sey. Theodor mußte indessen Vater und Tochter in das nächste Gehöft begleiten. Ausbrüche des Schmerzes und der Freude wechselten. Wie Einer, der lange des Vergnügens einer geselligen Unterhaltung entbehren müssen, der Zunge freien Lauf läßt ohne Ordnung der besprochenen Gegenstände, klagte er sein Leid und erzählte untermischt die geringfügigsten

umstände seiner Wirthschaft, bis die Neugier mächtiger werdend das alte Gelübde und den Faden seiner Erzählung ihn vergessen ließ und zu Fragen über Fragen trieb, ohne daß er auf deren Beantwortung Acht gegeben hätte. Es gab keinen Gegenstand der Geschichte, des öffentlichen Lebens und der Privatverhältnisse, wo er nicht einige Fragen aufgeworfen, und Agnes Vater benutzte die Antworten, um so viel er Rede stehen konnte, die Lebensgeister und den Muth des Unglücklichen anzufeuern.

Die Beschäftigungen und Aemter des Lebens wechseln nach einem alten Herkommen unter den Hofbesitzern der kleinen Insel. Das Amt des Predigers, vornämlich im Vorlesen von Abschnitten aus der Bibel und einzelnen Erbauungsschriften bestehend, war in dieser Woche an einem Greise, demselben, welcher Theodor einst so freundlich die Dienste der jungen Burschen angeboten. „Ich habe es dem jungen Herrn oft vorgestellt,“ sagte er zum Präfecten, als dieser alle Anordnungen wegen des Begräbnisses mit ihm getroffen: „daß für

ihn das stille Leben bei uns nicht paßte, aber was konnte ich ungelehrter Mann gegen seine Gründe einwenden? Und mit tiefem Schmerz mußten wir es ansehen, wie es Jahr für Jahr mit ihm abnahm und alle Kraft ausging. Zuletzt that er, was man ihm sagte, aber das that unser einem noch mehr wehe."

Am Abende desselben Tages fand das Begräbniß statt. Theodor hatte es angeordnet, daß der Leichnam mit der untergehenden Sonne zugleich in die Grube gesenkt wurde. Lange herrschte eine feierliche Stille, nicht einmal durch Thränen unterbrochen. Selbst die Natur schien den Augenblick mit zu heiligen. Es rauschte kein Lüftchen, das Meer, so weit man es von dem hohen Standpunkte übersehen konnte, lag fast wellenlos im Abendrothe da, und nur einzelne Lerchen kreis'ten in den fernsten Lüften. Der Prediger sprach ein kurzes Gebet, und dann schaufelten sie das Grab zu und belegten den Hügel mit dem herbeigebrachten Rasen.

Auf dem stillen Heimwege mußte Theodor Agnes berichten, was er von Julius Schick-

salen in Erfahrung gebracht. Er that es mit Schonung. An den Gehöften angelangt, wollte er von den Glücklichen, wie er sie nannte, Abschied nehmen, um in seine verlassene Hütte zurückzukehren, aber Agnes Vater ließ es nicht zu: „Sie dürfen nicht in das Haus des Todes zurück, Sie müssen uns, wir Ihnen Kraft geben, das Bittere, was uns Alle traf, zu ertragen. Es soll, es kann kein Mensch allein dastehen; wer hilft, dem wird geholfen, wer tröstet, empfindet Trost." Es war das erste Mal seit seiner Ankunft auf der Insel, daß Theodor in den Gehöften eine Nacht zubrachte.

Am frühen Morgen weckte ihn der Präfect und nahm ihn mit sich an das Meeresufer. Die Sonne stieg aus der Fluth empor. Feurig drückte er Theodors Hand, und foderte von ihm das Versprechen, dem Leben wieder anzugehören: „Ich selbst bin ein Greis, dem Grabe nahe, aber noch denke ich zu leben, viel zu sehen, Theil an Allem zu nehmen, und vielleicht noch zu wirken." Das frühere Gelübde verschwand in seiner Nichtigkeit, Theodor drückte

gelobend dem Greise die Hand, und der Greis versprach, als Vater ihm zur Seite zu stehen. Nur eine Woche noch auf der Insel zu bleiben, mußte er ihm nachlassen, und Theodor sah vom Uferrande den Kahn mit den würdigen Freunden nach dem Lande fahren. Er kehrte zu seinem Grabe, zu seinem Schmerze zurück, um beiden in der Einsamkeit für immer Lebewohl zu sagen.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Als Theodor die Insel verließ, begleitet von den Segenswünschen aller Einwohner, vermied er es, Rügen und Mönchgut zu berühren. Er wollte den Schmerz nicht erneuen, und segelte über den Bodden sogleich nach dem festen Lande. Eilend durchflog er die Provinzen, und zögerte doch, als er der Heimath nahte. Er unterließ es, die Freunde aufzusuchen, welche in den Städten, durch die sein Weg ihn führte, wohnten. Alles kam ihm fremd und unbekannt vor, die Besitzer dünkten ihm an den meisten Orten gewechselt zu haben, und er machte die Bemerkung, daß es nur die Wirthshäuser waren, deren Eigenthümer, allen Zeiten sich fügend, dieselben geblieben schienen.

Er war elternlos aufgezogen, aber nahe Verwandte hatten Elternstelle an ihm vertreten. Er mochte nicht nach dem Oheim, nach der

Tante im Städtchen fragen, da ihn selbst die Leute im Gasthof nicht zu kennen schienen. Zu Fuße machte er sich daher nach dem nahen Gute auf. Als die hohen Pappelalleen des Gartens ihm entgegen winkten, stand er herzklopfend still. Dann schlich er sich durch wohlbekannte Nebenwege nach der Hinterpforte. Sie war abgebrochen, ein Graben und eine lebendige Hecke schützten hier den Garten. Er sprang und kletterte hinüber, und schlich sich die Allee nach dem Schlößchen entlang. Es war Alles verändert. Ein dicker Mann mit grüner Mütze, den die Arbeitsleute Herr Amtmann nannten, schmauchte hier seine Pfeife. Theodor näherte sich ihm und fragte schüchtern nach dem Herrn Major, dem ehemaligen Besitzer. Sein Aeußeres hatte jetzt wenig Empfehlendes, und die schüchterne Art seines Benehmens gab ihm kein besseres Ansehen. Der Amtmann fand sich daher auch nicht bewogen, den Gruß im geringsten zu erwiedern, und redete ihn, nachdem er ihn etwas fixirt, barsch an: „Woher des Weges, guter Freund? — Ihr seyd wol lange

nicht hier gewesen auf euren Wanderungen, oder habt Ihr so den Namen Major von einem guten Vordermann erfahren? Hier ist kein Major mehr, und es wird auch nichts mehr gereicht. Der Schenkwirth hat auch gemessenen Befehl, keinen ohne Paß zu beherbergen, widrigenfalls die Gensdarmerie — Verstanden?"

Um Gottes Willen der Major, was ist mit dem Major?

„Der Major ist schon vor'm letzten Feldzuge gestorben."

Und seine Frau, fragte Theodor erblassend.

„Bereits vor ihm, und damit Ihr nicht länger nöthig habt Euch mit Fragen die Zeit zu verderben, sage ich Euch, daß der Major das Gut seinem Schwager, dem Herrn von Winkelmann, hinterlassen. Der hat es dem Herrn von Redern verkauft, und der an den seligen Hauptmann von Bredow, aus dessen Liquidationsmasse hatte es sub hasta der Kammerrath von Winterfeld erstanden. Als der aber die Kaufgelder nicht belegen konnte, kam es zur Resubhastation, — versteht sich auf seine

Kosten — und da habe ich es erstanden, und auf Heller und Pfennig bezahlt. Ihr seht daher, daß ich mit der alten Sippschaft in keinem Fall etwas zu thun habe."

Theodor vermochte nicht zu sprechen. Wehmuth und Aerger bemächtigten sich seiner. Er setzte den Hut auf, und ohne ein Abschiedswort drehte er dem neuen Besitzer den Rücken. Allein der Amtmann hatte in Theodors Augen eine Thräne bemerkt, und als er ihn stolz sich fortwenden sah, leuchtete ihm sein Irrthum ein. Er eilte ihm nach, bat ihn um Vergebung für etwanige Beleidigung, da man sich jetzt vor allen Landläufern nicht genug hüten könne, und lud den Fremden ein, die Nacht bei ihm zu verweilen, indem er doch gewiß auf ein Unterkommen bei dem Major gerechnet habe. Als Theodor dankte, drang er heftiger, und bemerkte fragend: der Fremde kehre wol eben aus den Lazarethen zurück, nachdem er im großen Befreiungskriege mitgefochten? Dies war für Theodor ein Stich in's Herz. Als der Amtmann noch dazu wohlgefällig das eiserne Kreuz auf

der Brust einknöpfte, hielt er es nicht mehr aus, und entfloh mit der Entschuldigung, daß ein Freund in der Stadt ihn erwarte.

Hier erfuhr er bald, daß sein Oheim ihm ein kleines Legat für den Fall seiner Wiederkehr ausgesetzt hatte. Es war ihm leicht, dieses zu erheben. Dann aber eilte er aus der Umgegend fort, denn Alles kam ihm fremd, öde und leer vor. An den Wirthstafeln, am Billard, überall sah er Gesichter mit Schnurrbärten und militairischen Abzeichen, und alles Gespräch drehte sich um die erlittenen Strapatzen und erfochtenen Siege. Ihm war es lieb, wenn ihn seine Bekannten nicht wieder zu erkennen schienen, denn auch die, welche ehemals als die Feigsten und Schwächsten galten, schienen, ihren Reden nach, Helden gewesen zu seyn. Er konnte dem Allen nichts entgegen setzen. Zuweilen hörte er auch wol ein bemitleidendes oder gar kränkendes Wort über Schills Unternehmen, meist aber schien es ganz vergessen. In Familienkreise mochte er nicht treten. Seine liebsten Bekannten waren todt oder weit ver-

schlagen; die er niemals leiden konnte, waren am Leben. Man konnte sich seiner nicht recht erinnern, oder Einer sagte: „Ah so, Sie sind der junge Theodor, der damals, — wann war es doch? — auch mit ausriß — mit Schill. Ja, ja, wer nicht hören will, muß fühlen. Sie sind etwas spät wiedergekommen, aber immer besser als gar nicht.“ Hie und da fand er wol noch einen alten Gefährten, der unter Schill gedient, es waren aber oft rohe, dem Trunk ergebene Leute, daß jeder Umgang unmöglich wurde.

Er reis'te eilig nach der Altmark. „Hier lebt das einzige Wesen auf der weiten Welt,“ dachte er bei sich: „das innigen Antheil an mir nimmt.“ Einen andern Gedanken wagte er nicht bei sich auszusprechen. Er wußte, daß der Präfect, er wußte, daß Agnes auf dem Gute waren, dennoch zauderte er, zum Hauptthor einzutreten und sich melden zu lassen. Er schlich in den Garten und wartete hier in einer Laube, ob das Glück ihn begünstige oder der Muth ihm wachse? Das erstere geschah, Agnes

kam allein den langen Gang herauf. Er konnte mit voller Muße ihre schlanke reizende Gestalt, die schönen, Sanftmuth und Hoheit athmenden Züge, das seelenvolle Auge erblicken, und sein Herz schlug vernehmlicher, je näher sie ihm kam. Er gestand sich, daß sie ihm theurer sey, als er geglaubt, aber er trat nicht hervor, als sie an der Laube vorüberging, und als sie fern nach dem Schlosse zu verschwand, stützte er sein Haupt auf den Arm und sprach zu sich: „Thor! Und dieses edle, schöne Weib, glaubst Du, liebe Dich, Dich, einen Auswurf, einen Verzweifelten, den alle Welt für einen aus Gottes Barmherzigkeit verschonten Taugenichts hält? Sie, im Reize der Jugend, Schönheit, Bildung, Gesundheit, die Wittwe eines Generals, dessen Namen man mit Ehrfurcht nennt, Dich, einen namenlosen —" Er mochte es nicht aussprechen, und stürzte aus dem Garten heraus und fort aus dem Dorfe. „Was soll ich hier," rief er, als der Wagen fortrollte: „wenn nichts anderes diese edleren Wesen an mich fesselt, als Dankbarkeit und Mitleid? — Nein, noch

fühle ich mich zu gut, um ein elendes Gnadenbrot zu genießen. Zum Wirken ist mir das Thor im Vaterlande verschlossen, da ich im Befreiungskriege nicht mitgefochten, — ich will zurück nach der Oie, und dort das verpfuschte Leben wenigstens consequent beschließen."

Aber schon in Stralsund änderte er seinen Entschluß. Als er der letzten Vertheidigung gedenkend, um die Wälle spazirte, musterte er auch nachdenkend den Thurm, den er einst so tapfer vertheidigt. Wie erstaunte er aber, als er an einem äußern Winkel einen Leichenstein an die Mauer befestigt fand, auf welchem die Worte standen: „Dem Andenken des unglücklichen Theodor von ***, gefallen in der tapfern Vertheidigung dieses Thurmes am 29sten Mai 1809, setzte diese Tafel Dankbarkeit und Liebe."

„So liebt sie mich doch?" sagte er nach wenigen Minuten des Nachdenkens, und sein aufgefundener Leichenstein versetzte ihn in eine Freude, die den Entschluß, nach der Insel überzufahren, augenblicklich vernichtete. Dennoch kehrte er nicht nach der Altmark zurück. Die

Aerzte riethen ihm, zur Wiederherstellung seiner Gesundheit die Bäder im südlichen Frankreich zu gebrauchen. Er entschuldigte in einem Briefe an den Präfecten damit sein Nichterscheinen, und reis'te nach Nizza. Hier aber fanden die Aerzte seine Krankheit gefährlicher als er es dachte, und zwei Sommer vergingen in Benutzung der Meeresbäder. Die Hoffnung, kräftig und frisch vor Agnes binnen kurzem zu erscheinen, mußte er aufgeben, und sein einziger Trost blieb, nicht in Deutschland siech zu liegen. Als er, an einem schönen Abende von einer einsamen Seefahrt heimkehrend, landete, begrüßten ihn zwei Gestalten. Es waren Agnes und der Präfect. Die erstere erröthete bei dem für Theodor so freudigen Zusammentreffen, und wartete kaum die ersten Begrüßungsformeln ab, um ihn zu benachrichtigen, wie die Aerzte bei der zunehmenden Schwäche ihres Vaters ihm die milde Seeluft des südlichen Frankreichs angerathen hätten.

„Sie liebt mich," wiederholte er bei sich, nachdem er von ihnen geschieden, und ein glück-

liches Leben begann seit der Ankunft der Freunde für den Verlassenen. Täglich durchstreifte er mit Beiden die reizenden Umgegenden, oft, wenn den Vater Altersschwäche daran hinderte, mit Agnes allein. Er las mit ihr Dichterwerke, sie wurde seine Lehrerin in Allem, was im Gebiete des Schönen seit seiner freiwilligen Verbannung sich ausgebildet hatte. Es waren für ihn selige Stunden, er glaubte auch für sie; dennoch blieb das Bewußtseyn des eigenen Unwerths für ihn zu mächtig, um eine Erklärung zu wagen, die Beider Glück gefördert hätte.

Der rüstige Geist des Alten hielt es aber nicht lange in Nizza aus. Er wollte reisend seine Gesundheit stärken, und willig nahm Theodor die Einladung an, mit ihm nach Neapel zu gehen. In Genua bestiegen sie ein Neapolitanisches Schiff; die Fahrt ging jedoch bei geringem Winde langsam, obwol des schönen Wetters wegen nicht unangenehm. Am dritten Tage bemerkten die Reisenden eine Unruhe unter dem Schiffsvolke. Es zeigte sich eine Galeere der Barbaresken, mit deren einigen die Nea-

politanische Regierung nicht im besten Vernehmen stand. Der Wind war dem Raubschiff günstiger als den Reisenden, und bald war die feindliche Absicht der Barbaresken nicht mehr zu verkennen. Die Mannschaft auf dem Neapolitaner war nicht unbedeutend, und man beschloß, wenn die Piraten sich mit keiner geringen Abfindung begnügten, das Aeußerste zu wagen. Die Unterhandlungen zerschlugen sich, und der offene Kampf begann. Trotz des heftigen Kanonenfeuers der Christen gelang es ihnen nicht, die Ungläubigen von sich abzuhalten. Die Galeere enterte. Stärker bemannt als man vermuthete, hatte die kriegerische Besatzung des Raubschiffes bald festen Fuß auf dem Verdeck des Neapolitaners gefaßt, und es kam zu einem verzweiflungsvollen Gemetzel. Theodors kriegerischer Geist erwachte wieder, und wenn er auch keine Wunder der Tapferkeit verrichtete, so that er doch Alles, was Besonnenheit und Muth in solchen Augenblicken vermag. So lange der Kampf auf dem Verdeck geführt wurde, stritt er dort mit dem Feuergewehr, als er aber

die Feinde in die Kajüten hinunterdringen sah, eilte er von der andern Seite eben dorthin. Mit zwei Französischen Officieren außer Dienst, welche dem constitutionellen Neapel ihren Arm anbieten wollten, langte er eben in der Kajüte an, als Agnes mit dem Vater vor den von der andern Seite einbrechenden Barbaren die Flucht ergriffen. „Retten Sie uns!" hörte er aus ihrem Munde, und stürzte auf die Piraten los. Den ersten, der mit der Thüre zugleich einbrach, hieb er nieder, seine Begleiter fochten nicht minder tapfer, und auch der alte Präfect kehrte, als er Agnes außer Schußweite gebracht, bewaffnet zurück. Das Gemetzel hier im innern Raum mochte, bald hitziger, bald lässiger geführt, und begleitet von heftigem Geschützfeuer draußen, eine halbe Stunde gedauert haben, ohne daß einer der verzweifelt fechtenden Parteien Hülfe von oben gekommen wäre. Endlich stürzten Bewaffnete die Treppe zu den Räubern herab, doch nicht zu ihrer Hülfe. Eingeschlossen von beiden Seiten, wurden die Wenigen bald niedergehauen, und lauter Jubel

schallte durch das Schiff. Ein anderer Neapolitaner war zu Hülfe gekommen, die Barbaresken waren überwältigt und ihre Galeere genommen worden.

Als Theodor aus der Wuth des Kampfes zur Besinnung gekommen, sah er auf dem Boden der Kajüte Agnes sitzend, neben ihr lag der Leichnam ihres Vaters, in einiger Entfernung hingestreckt der eines Franzosen. Sonst war Niemand im innern Raume. Blutend trat Theodor an sie heran. Sie bemerkte ihn: „Die Wunde ist leicht, doch Alter und Ermattung haben ihn sinken lassen, um nie mehr aufzustehen, und ich stehe nun allein auf der Welt.“ Nicht allein, rief Theodor: wenn Sie mir vergönnen, neben Ihnen zu stehen. Er hob sie auf und drückte die Willige an seine Brust. Erschrocken sah er, wie ihre feinen weißen Kleider von seinem Blute ganz befleckt worden, und wollte sie warnen. Sie erwiederte: „Soll dies Blut und diese Wunden mir nicht werth seyn, da sie einem Verzagten den Mund öffneten?“ Als Beide die Leiche des Vaters

auf eine Hängematte gelegt hatten, und Theodors Wunden, die nur leichter Art sich zeigten, von Agnes sorgsam verbunden waren, eilte er hinaus, um von dem Schicksal des Tages nähere Kunde einzuziehen.

Man war beschäftigt, die Galeerensclaven auf der genommenen Barbareske, so weit sie als gefangene Christen sich auswiesen, loszulassen. Theodor stieg hinab, und schauderte beim Anblick der entarteten Unglücklichen. Zwei oder drei waren an jedes Ruder gefesselt, meist bejahrte Männer mit wild verwachsenen Haaren und Bärten, die an Ruder und Kette ergraut schienen. Ihre Lust, als sie loskamen, äußerte sich meist viehisch. Sie sprangen und wälzten sich auf dem Boden, oder warfen die abgefeilten Ketten gegen ihre ehemaligen Tyrannen. Schon wollte Theodor, verstört von diesem Anblick, sich abwenden, als die Stimme eines Sclaven, an dessen Handschellen man eben feilte, ihn zurückrief:

„Was gebt Ihr Euch die unnöthige Mühe? Die Kugel beim Gefecht ging in die Schulter

hinein. — Laßt mich in der Kette sterben. Ob eine eiserne Kette, oder eine andere, wie sie jeder in der Welt trägt, es ist im Grunde einerlei. Ich werde es nicht mehr lange machen."

Der Franzose, Theodors Kampfgenoß, trat plötzlich an den hingesunkenen Ruderknecht heran, und ihm in's Gesicht blickend, rief er aus: „Heiliger Gott, ist's möglich, Dupré, Ihr?" Auch Theodor glaubte den Mann zu erkennen, der sich jetzt, mit seiner Verwundung kämpfend, aufzurichten bemühte. Mit halberloschenem Blick starrte er Beide an, noch aber preßte er die wenige Lebenskraft zusammen, und redete in einem Tone, der Scherz bedeuten sollte:

„Capitain Dumatin, willkommen in meinem Hause! Ja, ich bin es, Dupré, cidevant Generalcommissair, jetzt aber Galeerensclave, und das ist nicht schlimmer, als wenn ich im heutigen Frankreich wäre, wo Napoleons Commissaire nicht viel mehr gelten sollen. — Denkt nicht so schlecht vom Zustande eines Galeeren-

sclaven, — er ist ein nützliches Mitglied in der Gesellschaft. — Galeerensclaven, das sind die wahren Republicaner. Hier herrscht Einheit, hier Gleichheit. Neben mir sitzt Einer, der einst mein Todfeind war, aus so altem Deutschen Adel, daß er tausend Jahr vor Karl dem Großen anfängt, und doch lernten wir auf gleiche Art das Ruder schlagen, um uns nicht einander zu schlagen, und sind Herzensbrüder geworden. Nicht so Julius?" —

Der Sclave neben Dupré, welcher bisher mit gesenktem Kopfe dagesessen, richtete sich auf. Er war fürchterlich verwildert, aber Julius Züge starrten Theodor entgegen. „Julius! Du! wirklich?" Er stürzte auf den Unglücklichen, der, mit Dupré an ein Ruder geschmiedet, zwischen diesem und dem Schiffsrande saß. Er berührte seine Hand, seinen Kopf, es war Julius, der auch ihn wiedererkannte, ohne von der Wallung der Freude übermannt zu werden: „Zurück, ich kenne Dich, wir hier sind Galeerensclaven. Was Galeerensclaven sind, begreift man nicht auf den ersten Anblick. Wir sind nicht

Unglückliche, wir sind Thiere. Wenn Du noch lebst, und Dir das Leben werth ist, besudle Dich nicht mit ihnen."

Ich erkenne Dich jetzt auch, sagte Dupré: Du bist Theodor von ***, und wir machten einmal eine Rechnung mit einander ab. Das waren Alles Kindereien gegen unser jetziges Leben, und Du hast hoffentlich nun auch die thörichten Hörner abgelaufen. — Mein Bruder hat Recht, wenn er sagte, wir sind Thiere, aber Thiere sind die glücklichsten Geschöpfe, weil sie um gar nichts sich zu kümmern haben. Ein Glas Brantwein über das Maaß ist unser größtes Glück. Von Begeisterung bekommt man erst hier einen Begriff, wenn sie uns Opium geben, um im Rausche stärker zu rudern. Oft, wenn es dann auf ein Christenschiff losging, das uns befreien wollte, schlugen wir mit Ingrimm und Lust in die Wellen hinein, daß ein Anderer hätte denken sollen, es ginge um Leben und Liebe, und es ging doch um nichts. Das nenne ich mir rücksichts=

losen Enthusiasmus, wie man bei keinem Volk ihn findet.

Die Rede des Schwerverwundeten, so wie der Zustand der meisten Gefangenen bestätigte, was er angeführt, daß man den Sclaven Opium gegeben, um sie mit augenblicklich vermehrter Kraft rudern zu lassen. Die meisten entschliefen bald nach dem wildesten Ausbruch ihrer Lust. Dupré's Verwundung und Rausch führten seinen Tod herbei. Auf Julius hatte die plötzliche Befreiung dagegen eine andere Wirkung. Aus der Berauschung war er in den finstersten Trübsinn verfallen, und warf sich, kaum von der Kette befreit, zu Boden, ohne andere Antwort als durch tiefes Stöhnen von sich zu geben.

Wider Theodors Willen erfuhr Agnes von dem Zusammentreffen, und ihre Phantasie hatte ihr alle Bilder des Schreckens vorgemahlt als er zu ihr zurückkehrte. „Erbarme Dich seiner," rief sie ihm entgegen: „aber verlaß mich nicht, laß den Wilden nicht zwischen uns treten, unser junges Glück zu zerstören. Das Schiff, das uns

errettet, segelt weiter. Wir wollen ihn mit allem versehen, was er bedarf; der Galeerensclave darf sich aber nicht mit Zufriedenen gesellen."

Der größte Theil der Befreiten bestand aus Leuten ohne Heimath und Besitz; sie mußten ein neues Leben beginnen. Hierzu bot sich sogleich Gelegenheit. Das herzugekommene Schiff trug Neapolitanische Militairs, welche nach dem schnell erfolgten Sturz der neuen Verfassung ihr Heil in Morea suchen wollten, wo allen Nachrichten zufolge ein Sturm im Losbrechen war. Der größere Theil der Christensclaven gesellte sich willig ihnen zu, um den lange unterdrückten Groll in furchtbarer Wiedervergeltung die Ungläubigen fühlen zu lassen. Der Französische Officier zeigte, von der Besichtigung der Sclaven zurückgekehrt, Theodor an, daß er dieselbe Partie ergriffen, und der Deutsche Officier, aus seinem Rausche erwacht, sich bereit erklärt habe, ihm zu folgen. Am Abende desselben Tages — beide Schiffe segelten mit ihrer Beute noch eine Zeitlang in gleicher Richtung — trat Julius, gereinigt

und in freiem Anzuge, in Theodors Kajüte. Leidenschaften und Alter hatten sein Gesicht in Runzeln gelegt, die Sonne hatte es kupferfarben gebräunt, und die Haare waren weiß geworden. Seine Augen schossen zwar noch wilde Blicke, aber er senkte sie zu Boden als er vor den Freund hintrat. Er blieb halb schüchtern, halb unbeholfen stehen, bis Theodor ihn in die Arme schloß und die Frage an ihn richtete: „Wie lange, Unglückseliger, littest Du in dem Zustande?“

Ich habe die Jahre nicht gezählt, erwiederte er: wie denn Alles, was menschlich ist, auf der Galeere dem Sclaven verschwindet. Ich wollte von Dir Abschied nehmen; denn morgen denke ich abwärts mit den Anderen nach Griechenland zu segeln, um die lange Schmach, das Elend und eine Verruchtheit ohne Gränzen, geht es noch, abzuwaschen und zu baden im Türkenblute.

Seinem Entschlusse wußte der Freund nichts entgegenzusetzen, er nöthigte aber den Unglücklichen, wenigstens die letzten Stunden in

Freundesgespräch zu verbringen. Bei einigen Erfrischungen, wie sie Julius seit lange nicht genossen, ließen sich Beide nieder, und als der ungewohnte Wein den Sclaven angefeuert hatte, berichtete er auf Theodors Fragen Bruchstücke aus seinem Lebenslauf, die zusammengesetzt ungefähr dahin lauteten:

„Wie ich lebte, seitdem wir schieden, halb Thier, halb Mensch, darüber laß mich schweigen. Gefangen von den Dänen, entkam ich auf Rügen, und trieb mich als Gaukler, Hausirer, auf der Insel umher, bis es mir gelang, auf's feste Land zurückzukehren. Ich schwelgte und darbte umher in den Städten, und lauerte endlich in Hamburg auf Gelegenheit in's Ausland, als Dupré mich trotz der Lumpen erkannte und aufgreifen ließ. Man hatte dazumal die wackern elf Burschen schon in Wesel erschießen lassen, und es lohnte ihnen nicht der Mühe um einen Einzigen den Prozeß wieder anzufangen. Deshalb condemnirte man mich kurzweg zu den Galeeren. Wie der gemeinste Missethäter wurde ich durch Frankreich geschleppt.

Als ich in Marseille durch den vollgedrängten Hafen mit meinen Brüdern, dem Auswurf der Menschheit, einherschritt, um auf der Galeere angeschmiedet zu werden, und Dupré, der am Wege stand, mir höhnisch eine gute Reise wünschte, wandelte mich zum letzten Male der Kitzel der Ehre an. Ich sprang aus der Reihe, riß meinen Kettenbruder mit mir, und hätte ihn erdrosselt, wäre er nicht pfeilschnell in den Haufen entwichen. Man holte mich zurück, und peitschte mich vor Aller Augen. Seitdem war die letzte Spur der Ehre verschwunden. An die Arbeit gewöhnt sich ein starker Körper bald, und da es ein sicheres Mittel ist den Geist zu tödten, empfindet auch der Galeerensclave, so lange er nichts weiter sieht, als den barbarischen Aufseher und das rohe Schiffsvolk, wenig sein Elend. Kaum war ich aber einige Zeit auf der Galeere, als sie ein Tuneser nahm. Dies verbesserte nichts in unserer Lage, ja wir wurden von den gegen alle Christen erbitterten Barbaresken weit strenger behandelt, doch aber freute es mich, keinem Franzosen weiter zu

dienen. Das war das letzte reine Gefühl. Eine größere Rachelust wartete noch meiner. Wir enterten ein Schiff, das nach Sicilien bestimmt war. Der Kampf war lange zweifelhaft und mörderisch. Viele meiner Cameraden sanken von den Kugeln, die ihnen nicht galten. Endlich siegten wir, hatten aber solchen Verlust, daß man die wenigen nicht verwundeten Gefangenen sogleich an die Stelle der gefallenen Ruderer anketten mußte, um nur einer Fregatte, die sich in der Entfernung zeigte, zu entkommen. Auch mein Nebenmann war gefallen, und ich bekam einen andern. Es war Dupré, den die Vergeltung für das mir zugefügte Leid ereilt hatte, während er als Emissair seines Kaisers nach Sicilien ging. Wir erkannten uns sogleich; ich wies ihm die Zähne, und Wuth sprühte aus seinen Augen. Wir fügten uns in den ersten Tagen alles Leidwesen zu, was zwei an ein Ruder Gekettete vermögen. Die Peitsche des unbarmherzigen Aufsehers und die Noth zwangen uns aber bald

zur Einstellung der Feindseligkeiten. Da jeder sich nur selbst den Stößen des Mechanismus aussetzte, wenn er im Rudern nachließ, äußerten wir unsern Grimm umgekehrt durch übergroße Anstrengung, wodurch Jeder den Andern zwang, sich einer ähnlichen zu unterziehen. Bald ermüdete auch dies, und wir begnügten uns, stumm neben einander zu sitzen. In Jahresfrist hörte auch dieser thörige Trotz auf, und es kam dahin, daß wir über unsere grimmige Feindschaft lachen konnten. Wer es noch nicht ist, wird ein Teufel auf der Galeere. Selbst der Räuber erkennt Gesetze des freien Willens, hier herrscht gar kein Gesetz als die äußere Nothwendigkeit, und die Verworfenheit kann die letzte Maske abwerfen. Dupré's kühne Aussichten waren vernichtet, nachdem merkwürdiger Weise alle Gelegenheiten zur Auslösung sich zerschlagen hatten und seine Gönner gestorben waren. Er ras'te, und sein Wahnsinn nahm die Gestalt des Scherzes an. Alle Verhältnisse des Lebens, das Heiligste und Würdigste wurde in unsern Kreis herabgezogen und verhöhnt,

auf eine Art, wie ich sie nicht wiederholen mag. Zehn Jahre lebte ich so mit meinem Todfeinde an Einer Kette, was Wunder, wenn in dieser Gesellschaft aller Glaube an etwas Göttliches verschwand. Im wildesten Taumel des Uebermuthes, im gänzlichen Eingehen in diese Verworfenheit lag die einzige Lust. Wir arbeiteten uns daher immer tiefer in das ruchlose Leben hinein, um, was wir mehr als Alles fliehen mußten, die Rückerinnerung an einen andern Zustand zu verbannen. Es gelang mir, ich dachte, in Vergessenheit alles Vergangenen, selbst von Allen vergessen, auf der Ruderbank mein Leben zu enden, als vor einem Jahre der Zufall uns Nachricht brachte von den Veränderungen in Europa. Der große Tag des Gerichtes — ein Gedanke, dessen Thorheit ich verhöhnt hatte — war eingetreten. Ich knirschte wieder mit den Zähnen, und Dupré that das nämliche; jeder aus verschiedenen Gründen. Schon waren wir daran, unsere alte Feindschaft zu erneuern, als er lachend sagte: Thorheit, um des Kaisers Bart zu streiten Für

jene Fürsten und Könige mag solch ein belohnender und vergeltender Gerichtstag schlagen, um Bettler und Galeerensclaven kümmern sie sich nicht. Wir bleiben was wir waren, bis wir in das Nichts übergehen. — Aber seitdem schmeckte das Bittere durch, wenn ich in die rüde Lust einstimmte, und es war mir, als könne auch mir einst der Tag der Freiheit und der Rechenschaft schlagen. Er ist gekommen; Alles worauf ich einst stolz war, ist vernichtet, Schmach, unauslöschbar in meinen Augen, klebt an mir. In's Leben mag ich, darf ich nicht zurücktreten. Darum will ich versuchen, wo auch ein Volk aus langer Ruchlosigkeit sich zu erheben kämpft, den alten Fluch abzuschütteln, und dann versuchen, dem Himmel zu danken, daß er mir noch die Zeit dazu, und mich nicht als Galeerensclave sterben ließ."

Agnes flog weinend an Theodors Brust, als Julius ihm Lebewohl gesagt: „Viel hast Du leiden müssen, aber es war ein Scherz gegen den Fluch, der den Abtrünnigen traf. Ottilie, wie glücklich, daß Du ihn nicht mehr in dieser

Erniedrigung erblicktest!" Am nächsten Morgen, als Theodor mit seiner Braut das Verdeck betrat, war das andere Schiff schon von ihnen getrennt. Er wehte mit dem Tuche dem Freunde eine glückliche Fahrt zu, und glaubte das Zeichen erwiedert zu sehen. Noch am selben Tage landeten sie in Neapel, und ließen es ihr erstes Geschäft seyn, die Leiche des Vaters in stiller Feier zu bestatten. Agnes hatte sich eines Morgens ganz früh hinausgeschlichen und betete auf dem schönen Rasenhügel. Doch als sie sich aufrichtete, stand Theodor schon hinter ihr. Der stille Morgen, die weite Aussicht, die feierliche Stelle übten einen magischen Reiz aus. „Agnes! Wir haben noch eine weite gefahrvolle Reise bis in unsere Heimath, und wer das Leben gleich uns kennen lernte, darf nicht zögern, wenn das Glück ihm nahe liegt. Unsere Maienzeit ist verblüht. Wer sieht voraus, ob nicht die Herbststürme bald den Sommer kürzen. Ich fand gestern Abend einen jungen Geistlichen aus unserer Heimath hier; dort kommt er den Hügel herauf."

Laß ihn schnell uns auf ewig vereinigen, daß wir, verbunden, den Stürmen aller Jahreszeiten können entgegentreten, antwortete Agnes. Der Geistliche nahte sich ihnen, und auf dem Grabe des Vaters sprach er den Segen seiner Kirche über ihren Bund.

Schlußbemerkung des Verfassers.

Die abgelaufenen Jahre und die dazwischen liegenden großen Weltbegebenheiten vergönnten auch der poetischen Anschauung einen parteilos freien Ueberblick über die interessanten Begebenheiten einer Zeit, in welcher nur von gerechtem Haß und gerechter Begeisterung geleitete Stimmen vernommen wurden. Der Autor vorstehender Novelle glaubt, weder von Haß noch Vorliebe geleitet, nur den Anweisungen des poetischen Genius gefolgt zu seyn. Er war eben so fern davon, Jemand verkleinern zu wollen, als er darauf ausging, einen Panegyricus zu schreiben. Die historischen Thatsachen, so wie fast alle einzelne Begebenheiten in der Erzählung sind der Wirklichkeit entnommen, so weit die bekannten Quellen und die vom Autor in den betreffenden Gegenden gesammelten Nachrichten der Wahrheit getreu waren. Uebrigens bittet er

dringend, nicht beim Blättern aus hie und da vorkommenden Aeußerungen über seine Ansichten und Absichten im Einzelnen zu richten. Er steht für nichts aus dem Zusammenhang Herausgerissenes Rede und Antwort, und seine größte Bitte an den Leser ist, erst wenn er das Ganze gelesen, zu urtheilen.

Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.

Neue Bücher,
welche in demselben Verlage erschienen sind.

W. v. Lüdemann's
Züge durch die Hochgebirge und Thäler der Pyrenäen
im Jahre 1822.

8. mit 2 Charten. geh. $1\frac{2}{3}$ Rthlr. Fein Papier 2 Rthlr.

G. Mollien's
Reise nach Columbia
in den Jahren 1822 und 1823.

Aus dem Franz. übersetzt von Fr. Schoell.

gr. 8. geh. 1 Rthlr. 20 Sgr.

K. A. Menzel's
Geschichte unserer Zeit
seit dem Tode Friedrichs II.

2 Bände (von 100 Bogen) 8. Preis 4 Rthlr. 20 Sgr. fein Papier 5 Rthlr. 10 Sgr.

„Die Geschichte ihrer Zeit zu schreiben kann nur Männern von großer Einsicht und festem Charakter gelingen. Denn ohne Einsicht in die mannichfaltigen Ursachen, welche Begebenheiten herbeiführen und ihren Charakter bestimmen, ohne Kenntniß der Charaktere welche handelnd auftraten, und ohne klare und bestimmte Weltansicht kann das Ur-

theil über die dargestellten Begebenheiten eben so wenig als die Zusammenstellung derselben selbst bestimmt und einleuchtend seyn. Und hierin liegt zugleich die zweite Bedingung, daß der Geschichtschreiber Charakter besitzen müsse, eingeschlossen. Die Begebenheiten interessiren zwar durch sich selbst nach ihrer Wichtigkeit und ihrem Einflusse auf den Gang der Zeit. Allein je größer der Künstler ist, der sie zu einem Gemählde verwebt, je richtiger er Licht und Schatten in seiner Darstellung vertheilt, je kräftiger er seinen Stoff beherrscht, desto leichter muß er das Urtheil seiner Leser leiten, desto lebendiger sie interessiren, und desto sichrer sie belehren und bessern. So haben die Alten ihre Geschichten geschrieben; und wenn sie dadurch allen Jahrhunderten Lehrer der Weisheit und Tugend geworden sind, so müssen wir diesen Erfolg ihrer Bemühungen aus ihrem Charakter herleiten.

„Wenn dies, wie wir hoffen, zugegeben wird, so bestimmt sich daraus der Begriff der Unparteilichkeit, welche einem Geschichtschreiber seiner Zeit geziemt. Daß sie nicht völlige Urtheilslosigkeit oder wol gar Gleichgültigkeit gegen die erzählten Geschichten seyn könne, wird jeder zugeben, der trockne Analystik von geschichtlicher Kunst zu unterscheiden weiß. Der Geschichtschreiber soll keiner Partei angehören, als der der Wahrheit und des Rechtes. Die ewigen Ideen des Wahren und Guten müssen ihn begeistern, seine Weltansicht muß eine erhabene seyn. Alsdann darf er es kühn wagen, der heimlichen List wie der öffentlichen Gewalt das Urtheil zu sprechen, und Ehre und Schmach nach Verdienst auszutheilen."

Nachdem in der Recension des 1sten Bandes dieses Werks in der Hallischen Allgem. Lit. Zeit. (1824. Erg. Bl. No. 140.) diese Betrachtungen vorangeschickt worden, fährt der Recensent fort: „Wir würden uns diese Ansichten hier auszusprechen nicht erlaubt haben, wenn nicht das anzuzeigende Werk zu denjenigen gehörte, welche ohne Ansprüche auftretend, dennoch den Beifall der Meisten zu gewinnen geeignet sind. Der durch seine Geschichte der Deutschen hinreichend bekannte Verf. vereinigt Einsicht und Charakter, um die inhaltschwere Geschichte unserer Zeiten mit Glück zu erzählen. Und darum gewährt das Lesen seines Werkes hohen Genuß." — Dieses Urtheil faßt ungefähr dasjenige kurz zusammen, was auch andere critische Blätter bereits über dieses Werk ausgesprochen haben, und dient ihm folglich zur Bestätigung; und so ist der Beckerschen Weltgeschichte, deren 5te Ausgabe jetzt in einer durchaus verbesserten Gestalt erscheint *), ein Schluß

---

*) Die Geschichte unserer Zeit, von Menzel, bildet nämlich die Fortsetzung und den Schluß (oder den 11ten und 12ten Band) von Becker's Weltgeschichte. Von der erwähnten 5ten Ausgabe dieses Werks, ist die erste Lieferung (Bd. 1 — 3 Alte Geschichte) desgleichen die zweite Lieferung (Bd. 4. 5. Mittlere Geschichte) bereits erschienen. Es finden dafür noch folgende Pränumerationspreise Statt, nämlich:

Für alle 12 Bände, Ausgabe in Oktav auf gutem weißen Druckpapier . . 12½ Rthlr.

Ausgabe in groß Oktav auf feinem Median der Berliner Patent-Papierfabrik . 16⅔ Rthlr.

gegeben, wie er eines Werkes würdig ist, das seit einem viertel Jahrhundert so allgemeiner Gunst sich erfreut, und das jetzt bei der Wohlfeilheit der neuen Ausgabe, durch alle Theile von Deutschland eine immer größere Verbreitung gewinnt.

Schriften von Washington Irving,

in Deutscher Uebersetzung von S. H. Spiker.

Bracebridge-Hall, oder die Charaktere. 2 Bde. 12. geh. . . . . 3 Rthlr.

Erzählungen eines Reisenden. 2. Bde. 12. geh. . . . . 3 Rthlr.

Jonathan Oldstyle's Briefe. 8. . 15 Sgr.

Skizzenbuch von Gottfried Crayon. 2 Bde. 12. . . . . 3 Rthlr.

Ferner:

Felicitas. Von der Verfasserin der Erna. 8. geh. 1 Rthlr. 15 Sgr.

Heer- und Querstraßen; oder Erzählungen, gesammelt auf einer Fußreise durch Frankreich, von einem fußreisenden Gentleman. A. d. Engl. übersetzt von Willibald Alexis. 2 Bände. 12. geh. . . . . 2 Rthlr. 15 Sgr.

Caribert, der Bärenjäger. Vom Verf. der „Heer- und Querstraßen." A. d. Engl. übersetzt von Willibald Alexis. 12. geh. 1 Rthlr. 10 Sgr.

Ourica (par Mad. la Duchesse de Duras.) in 12. br. . . . . 20 Sgr.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Kno

Kno

Kno

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Alexis, Willibald,

Die Geächteten Novelle

Berlin 1825

P.o.germ. 19 ud

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10104476-3